

Technische Hochschule Darmstadt
-Lehrstuhl für Rechtswissenschaft-

die
darmstädter
studentenzeitung

Handwritten signature and initials

herausgegeben vom asta

februar 1963

62

technische hochschule darmstadt
postverlagsort darmstadt

Am 2. Febr. 1963 feierte Herr Professor Dr. Eugen Kogon seinen 60. Geburtstag.

Diesen Tag wollen wir zum Anlaß nehmen, um die Aufgaben eines Hochschullehrers und deren Erfüllung durch ihn zu betrachten.

Um einer eingehenden Untersuchung zu entgehen, darf der in den Artikeln unserer Verfassung niedergelegte Terminus „Forschung und Lehre“ als Aufgabenbereich eines Hochschullehrers angesehen werden. In den westlichen Staaten wird die Forschung noch weitgehend als wertfrei angesehen und betrieben. Die Lehre versteht man in Vermittlung wertfreier Erkenntnisse, verbunden mit einer durch persönliches Engagement bedingten (wertenden) Kritik. So auch bei den Geisteswissenschaften — zu denen ohne Zweifel auch die Wissenschaftliche Politik gehört. In diesem Wissenschaftszweig ist das persönliche Engagement von besonderer Bedeutung. Es ist meist ein politisches — seltener ein parteipolitisches — Engagement. Diese Stellungnahmen zu Problemen, die einer politwissenschaftlichen Analyse bedürfen, die aber oft tagespolitische Fragen beinhalten, dürfen nicht — wie es leider oft geschieht — deshalb negativ beurteilt werden, weil sie ja eine „Stellungnahme von Berufs wegen“ ist. Für manchen Wissenschaftler mag dies erstaunlich klingen; erstaunlich, da er ein solches Engagement ablehnt, in der Meinung, nicht kompetent oder dazu befähigt zu sein. Daß Prof. Kogon seine Auffassung vom Lehrenden, sein Engagiertsein nicht aus äußerlichen Gründen betreibt, wie ab und zu auf Grund seiner Rundfunk- und Fernsehsendungen angenommen wird, wird durch eine andere Tatsache deutlich: durch sein Verhältnis zur Studentenschaft. Wer seine Bereitschaft, die Probleme der Hochschule und der Studentenschaft lösen zu helfen, gespürt hat, wer seine Vorlesungen kennt, wer sich selbst am Frage-Antwort-Spiel einer Übung beteiligt hat, spürte deutlich den Kontakt von Professor und Student, wie er sonst selten erreicht wird. Prof. Kogon beweist, daß Dozieren und Sprechstundehalten allein nicht genügen, um neben der Vermittlung von Erkenntnissen auch die Freude am entsprechenden Arbeitsgebiet zu steigern. Prof. Kogon überträgt diese Freude am eigenen Arbeitsgebiet auf die Hörer. Deshalb auch schätzen wir ihn.

Indem wir auf diesem Wege Herrn Professor Dr. Kogon für seine Aufgeschlossenheit und sein Verständnis gegenüber der Studentenschaft danken, hoffen wir, daß seine Vorstellungen vom Auftrag eines Hochschullehrers sich über seine eigene Person hinaus ausweiten möge, wo diese Vorstellungen noch nicht existieren.

die darmstädter studentenzeitung

technische hochschule darmstadt

Preis 0,20 DM

INHALT:

Satzungstreifigkeiten	3
Umfrage	4
Ein deutsches Märchen	6
Berliner Brief	7
Literatur	10
Amerikas Elite	14
und aus jahreszeitlichem Anlaß:	
Auf- und Niedergang der T. H.	16
Kalte Füße	22
Mädchentest	26
Grüne Welle	27

Die darmstädter studentenzeitung wird herausgegeben von der Studentenschaft der Technischen Hochschule Darmstadt (Körperschaft des öffentlichen Rechts) und erscheint dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Redaktion: Wedig von Bonin (verantwortlich), Peter Kroetsch, Heinz Hosch, Hellmut Stoltz, Heimo Claasen (Frankfurt), Claus W. Teuber, Ralf R. Lavies, J. W. Funck.

Verantwortlich für „Wir lesen für Sie“: Manfred Lochmann.

Satz und Druck: Ph. Reinheimer, Darmstadt. Klischees: Klischee-Haußmann, Darmstadt. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bücher wird keine Gewähr übernommen.

Abonnement je Semester (einschließlich Versand) 2,— DM.
Anschrift der Redaktion: TH Darmstadt, Hochschulstraße 1, Telefon 852517.
Sprechstunden tägl. 13-17 h, Westflügel Zwischenstock neben AStA. (Z. 167).

Bilder: Seite 2, Claus Teuber

Beilagenhinweis: Der Gesamtauflage liegen Prospekte der „Frankfurter Rundschau“ und der Nothilfe-Krankenversicherung bei. — Wir bitten um Beachtung!

Das Papier dieser Ausgabe der dds stellte uns die Firma FELDMÜHLE zur Verfügung. Wir danken für die großzügige Unterstützung.



Um eine Satzungsänderung

Am 21. März 1962 verkündete die hessische Landesregierung das „Gesetz über die Studentenwerke bei den wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Hessen“.

Ein für unverfangene Beobachter unverfänglicher Gesetzestext hatte vor der Verabschiedung des Gesetzes zu langwierigen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der Hessischen Studentenschaften und den Vertretern der Hessischen Landesregierung geführt. In den letzten Phasen dieser Auseinandersetzungen schalteten sich eine Reihe außerhessischer Gruppierungen in die Debatte ein, — einmal der VDS als die führende Vertretung aller deutschen Studentenschaften — zum andern eine ganze Reihe studentischer Dachorganisationen.

Im wesentlichen wehrten sich die Studentenvertreter gegen eine „Verstaatlichung“ (allen hessischen Studentenwerken wurde die einheitliche Rechtsform einer rechtsfähigen Anstalt öffentlichen Rechtes gegeben) der Studentenwerke. Man sah in einer allzu starken Rechtsaufsicht des Ministers einen hochschulfremden Eingriff und schlug vor, die Studentenwerke in Anstalten der Hochschule umzuwandeln. Im endgültigen Gesetz einigte man sich auf eine gemilderte Form des ursprünglich vom Land Hessen vorgeschlagenen Gesetzestextes.

Die Schwierigkeiten für die Studentenschaft ergaben sich, als es darum ging, eine dem neuen Gesetz entsprechende Satzung zu entwerfen. Die neue Satzung mußte zwischen den im derzeitigen Vorstand vertretenen Parteien ausgehandelt werden. In Darmstadt sind das zwei Hochschullehrer und zwei Studenten, die vom Senat bzw. von der studentischen Selbstverwaltung bestellt werden.

Im wesentlichen scheiterte in Darmstadt die Neufestsetzung einer Satzung an zwei Punkten.

In § 3 des Gesetzes werden die Studentenwerke als Selbsthilfeeinrichtungen bezeichnet. Die Studenten wollen das in der Satzung präzisiert wissen und wünschen eine Formulierung, in der zum Ausdruck kommt, daß das Studentenwerk eine Selbsthilfeeinrichtung der Studenten ist — ein Passus, der in einem Erlaß des Hessischen Ministers für Erziehung und Volksbildung ausdrücklich gebilligt wurde. In diesem Erlaß wurde außerdem die paritätische Besetzung aller Gremien des Studentenwerks bestätigt. Die Professoren sträubten sich gegen die Formulierung Selbsthilfeeinrichtung der Studenten, da ihnen darin die Beteiligung der Hochschule am Aufbau des Studentenwerks nicht genügend zum Ausdruck zu kommen scheint.

Die entscheidende Schwierigkeit ergibt sich aber, wie im Vorstand des Studentenwerkes ein Beschluß zustande kommen soll, wenn die Meinungen der Studentenvertreter denen der Professorenvertreter hart gegenüberstehen.

In der bisherigen Satzung gab in diesem Fall die Stimme des Vorsitzenden des Vorstandes, der stets ein Hochschullehrer sein mußte, den Ausschlag. Zwar ist es auch nach dem neuen Gesetz erforderlich, daß der Vorsitzende ein Hochschullehrer ist, jedoch hat er keine ausschlaggebende Stimme mehr.

Nach Meinung der Studentenvertreter sollte nun generell darauf verzichtet werden, einer übergeordneten Instanz den Stichtscheid zu übertragen. In der Tat erscheint ein Beschluß, der auf diese Weise gegen den Willen eines Partners zustande gekommen ist, wenig sinnvoll. Nach Meinung der Professorenvertreter aber ist für Krisenfälle ein Stichtscheid nötig, um die Arbeitsfähigkeit des Studentenwerkes zu erhalten. Dieser Stichtscheid soll dem Rektor übertragen werden. (Naturgemäß ist kaum zu erwarten — und das wird auch von neutralen Beobachtern zugestanden — daß der Rektor, selbst nach Anhören beider Teile, in einer Ermessensfrage gegen seinen Kollegen Stellung bezieht). Selbst wenn man annehmen kann, daß diese „Pistole“ in der Tasche des Professorenvorsitzenden nicht direkt angewendet wird, welcher Studentent im Vorstand des Studentenwerkes will schon gern unter der Drohung arbeiten, daß der Partner eine „Pistole“ in der Tasche hat?

Im gegenwärtigen Zeitpunkt ist keine Seite zu einem Kompromiß bereit.

An den anderen hessischen Hochschulen — besonders in Marburg und Frankfurt — haben die Studenten dem Drängen der Hochschule nachgegeben. Weder erscheint in der Satzung eine Passage, die das Studentenwerk ausdrücklich als Selbsthilfeeinrichtung der Studenten bezeichnet, noch wurde bei Beschlußfassungen die volle Parität gewahrt: im entscheidenden Augenblick gibt die Stimme des Rektors den Ausschlag.

Zweifelsohne wird sich der Durchschnittsstudent fragen, ob denn derartige Satzungsstreitigkeiten überhaupt zum Tragen kommen könnten. Bisher wurde der Stichtscheid des Vorsitzenden in Darmstadt kaum angewendet (ein Fall ergab sich — allerdings in einer besonderen Situation — zur Zeit des Mensastreiks). Für die Zukunft allerdings sind zumindest zwei Probleme zu erkennen, bei denen es zu einer Kampfabstimmung kommen könnte: Das eine wäre die Frage einer eventuellen Neubesetzung des Postens des Geschäftsführers, das andere die Frage, nach welcher Konzeption neue Studentenwohnheime gebaut werden sollen.

Zumindest an dem letzten Punkt wird dem Eingeweihten klar, daß es sich im Endeffekt nicht um eine auf Darmstadt und hier auf das Studentenwerk begrenzte Auseinandersetzung handelt. Hinter den Auffassungen stehen — bewußt oder unbewußt sei dahingestellt — Konzeptionen, die auf beiden Seiten von entsprechenden Dachorganisationen erarbeitet wurden. Dem Bestreben der Studentenschaften sich zu emanzipieren, stehen möglicherweise die Befürchtungen der Professorenvertreter gegenüber, eine allzusehr emanzipierte Studentenschaft könnte im Krisenfall (die Erinnerung an 1933 schwingt — selbst wenn die Hochschule hier als Ganzes versagt hat — bei vielen Professoren mit) eine allzu starke rechtliche und auch wirtschaftliche Ausgangsposition besitzen. Noch erscheint eine

Einigung der beiden Partner nicht unmöglich, immerhin arbeiten Professoren und Studenten im Vorstand des Studentenwerkes zusammen, die Studenten haben sich bereit erklärt, vorerst nach der alten Satzung weiterzuarbeiten. Eine Einigung muß in Richtung auf einen Kompromiß hin erfolgen. Die Aussichten dafür sind nicht besonders zahlreich: Immerhin erscheint es möglich, den Stichtentscheid dem bereits existierenden Kontrollgremium „Beirat“ zu übertragen. Es fragt sich, ob dieser Beirat sich so gestalten läßt, daß die Vertreter der Studentenschaft niemals von Vertretern der Hochschullehrerschaft überstimmt werden können (etwa durch Hinzuziehen neutraler Vertreter aus dem Außerhochschulraum). Ein Nachgeben einer der beiden Seiten, soviel dürfte sicher sein, würde von den exponierten Vertretern beider Seiten als ein fast nicht wiedergutzumachender Prestigeverlust angesehen werden. Ihn gilt es unter allen Umständen zu vermeiden.

Man erinnert sich mit bitterem Gefühl daran, daß eine ähnliche Auseinandersetzung um Rechtsfragen schon einmal zur Radikalisierung der Studentenschaft in starkem Maße mit beigetragen hat. In der Weimarer Republik versuchte der preußische Staat gegen den — zugestandenermaßen bereits radikalisierten — Willen der Studentenvertretungen ein Studentenschaftsgesetz durchzudrücken, in dem den ausländischen Studenten die gleiche Rechtsstellung zuerkannt wurde wie den deutschen Studenten. Selbst wenn die Meinung der damals verantwortlichen preußischen Minister gerechtfertigt war, die angewandten Methoden, bis zur Aufhebung des Rechtes der Studentenschaften Beiträge zu erheben, preßten die Studentenschaft in eine radikale Gegnerstellung zur Weimarer Republik.

Es ist vielleicht zu befürchten, daß heute eine darartige Gegnerschaft zwischen Professoren und Studenten eine für die Zukunft nicht wiedergutzumachende Kluft aufreißen würde. Lohnt dies Risiko, selbst wenn die rechtliche Position der Studenten unangreifbar sein sollte? kn.

Ausländer in Darmstadt

Die Hälfte unserer ausländischen Kommilitonen beginnt bereits im 3. Studiensemester mit den Vordiplomprüfungen. Jedenfalls ist dieses erstaunliche Ergebnis das Resultat einer statistischen Befragung, die das Auslandsreferat des AStA zusammen mit dem Ausländerrat und dem Akademischen Auslandsamt zu Semesterbeginn unter den ausländischen Studenten der TH Darmstadt durchgeführt hat. Doch damit nicht genug, bereits im 5. Semester schließen 25% das Vordiplom ab, und nur jeder Fünfte im 7. Semester oder später. Und da gerade zu diesem Fragenkreis fast alle Befragten (ca. 90%) Angaben machten, während nur ca. 25% aller ausgegebenen Fragebogen vollständig ausgefüllt wurden, dürften die oben genannten Zahlen einen repräsentativen Querschnitt des Leistungsniveaus unserer ausländischen Kommilitonen bilden. Doch beginnt man sich zu wundern, wenn man andernorts liest, daß vergleichsweise in Hamburg sich 30% aller Studenten aus Entwicklungsländern innerhalb eines Jahres zu einer Prüfung meldeten und nur rund 28% davon die Prüfung auch bestanden. Man wundert sich weiter, wenn man an eine Pressemeldung denkt, nach der angeblich 80% der nichteuropäischen Studenten in Deutschland bereits in den Zwischenexamina (sprich Vordiplom) versagen sollen. Und man sollte meinen, reine Wunderkinder weilen unter uns. Sollte das gute Leistungsniveau unserer ausländischen Freunde darauf zurückzuführen sein, daß sie zu 92% bereits vor Studienbeginn über Fragen ihres Studiums informiert waren und nur 5% wirklich falsche Vorstellungen bezüglich ihres späteren Studiums in Deutschland hatten, als sie zu uns kamen? Oder liegt es daran, daß ca. 70% aller ausländischen Studenten regelmäßig zusammen mit einem deutschen Studienkollegen arbeiten? Wohl kaum, denn emsig und bienenfleißig sind sie, da sie nicht nur für Examina arbeiten, sondern zu 60% auch noch Vorlesungen im Sinne eines „Studium generale“ hören. Man sieht, sie nutzen ihre akademische Freiheit, die sie ja auch zu 83,5% laut eigenen Angaben zu schätzen wissen. Doch die Fragebogenaktion, die mit sehr viel Sorgfalt ausgewertet wurde, ergab noch mehr: Auch sonst scheinen sie sich ganz wohl bei uns zu fühlen, und sie klagen größtenteils nicht über Schwierigkeiten bei der Zimmersuche, wenn auch die hohen Monatsmieten (im Durchschnitt DM 100,—) die Portemannaies arg strapazieren.

Schon eine erste, offenbar sehr sorgfältige Befragungskaktion, scheint ein sehr aufschlußreiches und in jeder Beziehung befriedigendes Bild über die Situation der ausländischen Studenten an der THD zu geben, denn in der Tat, sie sind sehr fleißig in Ausnutzung ihrer akademischen Freiheit bei der Arbeit, um ihre Prüfungen recht bald zu bestehen und haben überwiegend keine nennenswerten Schwierigkeiten mit der ihnen zunächst fremden Umwelt — sagt die Statistik. Und also wollen wir fürderhin auch von der oft vertretenen Meinung, die ausländischen Studenten verzögerten den Abschluß ihrer Vorprüfungen wesentlich mehr als ihre deutschen Kollegen, nichts mehr hören.

Indessen kann es einen bedenklich stimmen, daß ein namhafter deutscher Professor zu einem ganz anderen Ergebnis kommt, wenn er im Vorwort zu einer sehr exakten, wissenschaftlich zweifelsfreien Untersuchung über die Situation der asiatischen Studenten in der Bundesrepublik das Fazit zieht: Eine Förderung der Erziehungsinstitutionen in den Entwicklungsländern ist auf die Dauer vielversprechender, als ein Auslandsstudium, das nur wenigen, besonders Begabten vorbehalten sein sollte. Und die Begründung lautet, daß die Mehrzahl der bei uns studierenden ausländischen Kommilitonen für ein Studium gar nicht qualifiziert ist, weder für ein Studium in ihrem Heimatlande, noch sonstwo. Sollte da vielleicht doch irgendetwas am Ergebnis der Fragebogenaktion bei uns nicht stimmen? Sollten sich etwa falsche Angaben der Befragten in die Statistik eingeschlichen haben? An Wunderkinder zu glauben fällt schwer, und daß sich gerade bei uns in Darmstadt optimale Studienbedingungen für unsere ausländischen Freunde bieten, dürfte kaum zutreffen. Und da die Angaben über die Prüfungsergebnisse nicht durch eine statistische Gegenprobe im Prüfungssekretariat bestätigt wurden, liegt der Schluß nahe, daß die dankenswerte Untersuchung teilweise nicht das Bild zeigt, wie es sich in Wirklichkeit bietet. Schade, denn es wurde viel Arbeit investiert im Bestreben den Schwierigkeiten unserer ausländischen Kommilitonen bei ihrem Studium abzuhelpen.

Eins aber gibt zu denken: eine Vielzahl der Befragten bedauert den mangelhaften Kontakt zu den deutschen Kommilitonen. Bemühungen, mit den deutschen Studenten in ein Gespräch zu kommen, scheiterten — nach dieser Umfrage — oft an deren geringer Bereitschaft.

Der alte Mann und was mehr

(Ein deutsches Märchen an den Küsten Amerikas)

Im Herbst 1963 will Dr. Adenauer nun freiwillig zurücktreten. Den Kanzlerstuhl, den er 15 Jahre lang ohne Unterbrechung innehatte, wird dann erstmalig ein anderer einnehmen. Der Gedanke erscheint unwirklich, zu oft hat er unserer Täuschung gedient. Die herrschenden Verhältnisse scheinen nicht enden zu wollen, so unerschütterter hielten sie allen Stößen stand.

15 lange Jahre der Regierung krönen das Leben Konrad Adenauers, einer Regierung, die mit Hilfe ihrer transatlantischen Freunde und nach ihrem Vorbild ein Wirtschaftswunder schuf: ein großer Fisch fürwahr, der da an der Angel des alten Mannes hing. Mit Neid sah die ganze Welt darauf. Was hat nicht Dr. Adenauer für unseren Staat und für das deutsche Volk getan? Wie sah denn dieses Deutschland aus, als er seine Regierung übernahm, und wie wird er es zurücklassen?

Die Städte waren noch zerstört, die Wirtschaft lag noch darnieder, der Aufbau hatte nicht begonnen, als er die Regierung aus der Hand der Besatzungsmächte und der deutschen Wähler empfing. Wir waren besiegt und ohne Freunde mit geschichtlicher Schuld beladen, unser Land von den Siegermächten gevierteilt. In der Welt, der wir den Krieg gebracht hatten, galten wir verhaßt, und unter uns herrschte die Not.

Mit Dr. Adenauer begann für uns eine Ära, die von diesem Manne geprägt ist und in seinem Schatten steht. Der große Fisch, die 15 Jahre des alten Mannes, haben uns aus dem Elend der Nachkriegsjahre herausgeführt. Deutschland ist wieder geeint, bis auf eine Grenze zwar. — Unsere Wirtschaft funktioniert wieder und ist wettbewerbsfähig, wir brauchen uns nicht einzuschränken, nur unsere Luft ist rauchgeschwärzt, die Gewässer tot, die Lebensmittel präpariert, die Straßen vom Verkehr besessen, Löhne und Preise schwindeln uns Höhe vor, und allerdings ist der moralische Faktor im Geschäftsleben und in der Arbeitswelt etwas zurückgetreten. — Das Vertrauen der Nachbarationen hat uns Dr. Adenauer zurückgewonnen, wir sind eine Stütze des weltlichen Bündnissystems.

Der Spalt zu unseren östlichen Nachbarn aber ist umso tiefer, und einen Friedensvertrag besitzen wir auch nicht. — Unsere junge Demokratie ist gewachsen unter den Fittichen des greisen Kanzlers. Die Partei, der er vorsteht, hatte es bis zur absoluten Mehrheit gebracht, das Volk scheint mit der Regierung zufrieden. Unser Selbstvertrauen wuchs, wir konnten wieder mit voller Börse und angesehen ins Ausland reisen. Indessen erregte unser halbstarke Benehmen dort oftmals Anstoß, und verschiedene Affären im Innern zeigen uns von der Regierung ein Spiegelbild, das uns mißtrauisch macht. Denn die Haiische scheinen unter uns zu sein, und wachsame Augen wollen sie an ihren Flossen erkannt haben. Noch meint unsere Regierung, die Presse, des Volkes Meinungsmacher, nicht ernstnehmen zu müssen. Ein Redakteur saß auch Weihnachten im Gefängnis wegen Gefahr der Verdunkelung, und noch können die Staatsgerichte aus dem Dunkel des geltenden Tabu heraus wirken, das sie umgibt. Der Widerstand aber, die Opposition, die es im Parlament nicht gibt, scheint dennoch zu existieren. . . .

Steinbockgeborener Dr. Adenauer (über Steinbockgeborene vgl. Henry Miller: „Der Teufel im Paradies“, rororo) wurde am 5. Januar 87. Bald wird er sich, ob von Feind und Freund, Alter und Tod bedrängt, ob aus freiem Entschluß

von dem politischen Leben der Republik zurückziehen. Dann sind wir allein mit dem großen Fisch, was wird dann sein?

Er hat uns nie in sein Inneres schauen lassen, der große alte Mann, der Mann der Öffentlichkeit, der sie beherrschte, nicht aber von ihr beherrscht war, der die Politik kannte und ihren Wendungen meistens zuvorkam oder sie rechtzeitig, später auch einige Male nicht rechtzeitig parierte. Der das Einfache, Simple bevorzugte, im Eindruck wie im Ausdruck, und das Schwierige vereinfachte, bis auf die wenigen bekanntgewordenen Fälle, wo er das Einfache zu komplizieren schien. Der bis zuletzt zu wissen schien, was in der Weltpolitik gespielt wurde, und es nicht aufgab bis zuletzt, daß er den großen Fisch an Land brächte, den großen, schon zerfressenen Fisch.

Dr. Adenauer ist sehr in Sorge um unseren Staat — seit einiger Zeit. Es ist sehr spät, uns das zu sagen. Werte kommen ins Gespräch, die vernachlässigt gewesen scheinen. Sind sie es erst seit kurzem? Ist es jetzt, daß wir aus einer künstlichen Narkose erwachen, und der Ausgang der Operation scheint fraglich? Es wird sehr kühl um uns auf einmal, und es tauchen wieder Probleme und Dinge aus der Vergangenheit auf, die — wie es scheint — nur aufgeschoben waren, nicht aber gelöst. Endlich haben wir auch die Krise, die uns schon lange in den Staats- (bzw. Bundes-)knochen steckte. Dr. Adenauer hat unter diesem Aspekt Deutschland, d. h. dessen westlichen Teil, zu einer erholenden Atempause verholfen, hat die Auseinandersetzung mit wichtigen Fragen, der wir und er nicht gewachsen waren, hinausgezögert. Er hat unsere kleinstädtisch Bonner Demokratie, deren kleinstädtisch Weimarer Versuch bereits einmal gescheitert war, in einem politischen Kindergarten nachgeschult, wo wir gelehrig nachgeplappert haben, was die „erwachsenen“ Weltmächte auf beiden Seiten von uns hören wollten — wir bekamen ja Bonbons dafür.

Wir haben Zeit gewonnen! Oder haben wir Zeit verloren, als wir, dem Beispiel der Minister folgend, dem Rausch einer Politik der Stärke verfielen, die nicht unsere Stärke war?

Wie es auch sei, die Zeit der unbeschwerten Jugend an der Hand des alten Mannes ist für die westdeutsche Republik vorbei. Dem großen Fisch ist es aber nicht beschieden, heil an die Küste und ans Land zu kommen, die Geschichte will es anders. Der große Fisch ist und war von Anfang an für die Haie bestimmt.

Dr. Adenauer ist nicht mehr Deutschland, das er lange Zeit zu verkörpern schien. Wir aber müssen daran denken, uns von dem alten Mann — wie er von uns — zu verabschieden und zu lösen, der ein Erfolgsbild oder Autoritätsidol für die einen, ein Alptraum für die anderen war. Die Haie sind gesättigt, mehr als das Gerippe wird der alte Mann von dem großen Fisch nicht an Land bringen, für das Geschichtsbuch grad genug.

Wir sollten inzwischen aufwachen und über unser kleines Bundesschicksal zu denken anfangen, das immer noch unmündig in der Hand der Großmächte liegt. Vielleicht gelingt es uns bald leichter, die geistige und staatliche Souveränität wiederzugewinnen, die wir seit dem ersten Weltkrieg verloren haben und die uns kein Staatsmann und Politiker, auch nicht Konrad Adenauer erringen konnte.

(sylvio)

MUSEN IM GETEILTEN DEUTSCHLAND

— Aus einem Brief aus Berlin —

Wer noch persönlichen Kontakt mit Menschen in Ostberlin und der Zone hat, wird immer wieder die Erfahrung machen, daß sich auch im „unpolitischen“ Gespräch vieles Trennende zeigt, das die Verständigung erschwert. Das ist, wenn auch leicht erklärbar, nicht weniger bitter: Eine Folge der gegensätzlichen Staatssysteme sind völlig voneinander abweichende Erziehungsprinzipien und Studienmöglichkeiten, die kulturellen Bewegungen haben ganz verschiedene Wege eingeschlagen, und daraus resultieren Auswirkungen auf unsere Sprache, die immer wieder gleiche Worte für verschiedene Inhalte benutzt.

Fehlende Informationen . . .

Da die beiden Seiten zugänglichen Informationsmöglichkeiten äußerst gering sind, kommt dem persönlichen Kontakt — im Gespräch, im Austausch von Literatur — eine umso bedeutsamere Rolle zu, die für manchen im Osten lebensnotwendig sein kann. Wohl nicht nur unter diesem Gesichtspunkt wäre es für uns wissenswert, wie weit unsere westdeutsche und überhaupt westliche Literatur und Kunst im Osten Deutschlands bekannt ist oder zugänglich gemacht wird und wie weit sich die Sprache unserer Kunst von der dortigen unterscheidet. (Interessant ist zum Beispiel, daß wir in der „ZEIT“ zwar eine Artikelserie lesen konnten: „Was gilt die deutsche Literatur im Ausland?“, aber erstaunlich uninformiert sind, welche Rolle westdeutsche Literatur in der DDR spielt, unter welchen Gesichtspunkten sie dort erscheint, oder wie weit in ihrer Aussage umgemünzt wird.)

. . . waches Interesse

Bei jedem Zusammentreffen mit Freunden im Osten setzt mich das ungeheuer wache Interesse an kulturellen Dingen, vor allem an westlicher Literatur und Kunst, erneut in Erstaunen. Dazu muß man wissen, daß nicht nur gegenwärtig Entstehendes, sondern fast die gesamte Literatur, Musik und bildende Kunst der letzten 30—40 Jahre dort nur in wenigen Beispielen zugänglich ist. Die Ode im kulturellen Sektor, die in Deutschland durch den Kampf des Hitlerregimes gegen „entartete Kunst“ entstanden war, die mangelnde Kenntnis kultureller Entwicklungen außerhalb Deutschlands aus dieser Zeit ist bei uns heute kaum noch zu spüren: Veröffentlichungen jeder Art, Ausstellungen und Konzerte machen es dem Interessierten leicht, ein vollständiges Bild zu gewinnen und sich ein Urteil zu bilden. Das ist in der DDR grundsätzlich anders: in der Hitlerzeit Versäumtes wurde meist nicht nachgeholt, und die gegenwärtige kulturelle Entwicklung wird teilweise unverständlich, kennt man nicht die vorbereitenden Strömungen der vergangenen Jahrzehnte. Das Bild ist voller Lücken, Einzelteilen fehlt der Zusammenhang. Um nur einige Beispiele zu nennen: Werke so wichtiger Autoren wie Kafka, Joyce, Musil, Benn — die Reihe wäre beliebig fortzusetzen — werden in der DDR nicht oder nur in Auszügen herausgegeben. Die Philosophie läßt so entscheidende Strömungen wie den Existentialismus unbeachtet — sei es nun in der Richtung Sartres oder Kierkegaards. Bei feuilletonistischer Literatur ist es ähnlich: Tucholsky etwa wird nicht verlegt. Wie sollte man da erwarten, daß mo-

derne, zumal experimentelle westliche Literatur bekannt sei? Wie, fragt man sich, sieht ein Studium der Literatur oder der Philosophie aus, wenn der Staat derartige Vorzensur übt?

Methoden — Vorbehalte

Dabei gibt es durchaus raffiniertere Methoden: ein in 2000 Exemplaren (Papierknappheit!) erschienen Buch, das gar nicht erst auf den Ladentisch gelangt, ist für den Kaufinteressierten eben von Anfang an „verlegt“! Und wenn man Romane von Gerd Gaiser und Heinrich Böll in hohen Auflagen herausbringt, so hat man bereits den Verdacht, daß es mehr auf die Kritik an westlicher Gesellschaft als auf literarische Qualität ankommt. — Die erstrangige literarische Zeitschrift „Sinn und Form“ konnte in diesem dornigen Gestrüpp bisher zwar eine verführerische Blüte aber kein Ausweg sein.

Vorbehalte hegt man offenbar nicht nur westlicher Literatur gegenüber: die großartigen satirischen Schriften der Polen, beispielsweise Mrozek, werden gleichfalls in der DDR nicht gedruckt. (Auch die besten polnischen Filme, von denen man bei uns wenigstens einen Teil sehen konnte, etwa „Asche und Diamant“, werden nicht aufgeführt.) Unsere Vorstellungen von der Literatur im sozialistischen Deutschland sind nicht minder unklar. Im Westen anerkannte lebende Autoren der DDR sind selten: ich könnte neben Johannes Bobrowski, der den Preis der Gruppe 47 bekam, nur die Lyriker Christa Reinig und Peter Huchel nennen. In der DDR sucht der Staat Verfasser für sozialistische Romane und bekennt, daß „freie Poesie“, die mit dem Makel des *l'art pour l'art* behaftet ist, noch nicht akzeptiert werden kann. Auf den Theaterspielplänen findet man außer Brecht und einigen Klassikern sozialistische Tendenzstücke, die von kritischem Publikum nur mit sarkastischen Bemerkungen kommentiert werden. Da staunt man schon über ein geplante Aufführung von Max Frisks „Andorra“.

Bildende Kunst und Musik

Als einzige offizielle Richtung in der bildenden Kunst existiert der trübe sozialistische Realismus. Man kann anschauen, welcher Art Gemälde produktionsbewährte Arbeiter in ihrer Freizeit anfertigen und was Schulklassen zum Thema Weltfrieden zeichnen. Gequält hält man Ausschau und entdeckt als einzigen Lichtblick in der trostlosen Einöde Fritz Hegenbarth, den alten Kämpfer des Bauhauses. Das brennende Interesse an westlicher Kunst ist nicht verwunderlich. Allein Otto Dix, der durch frühere Lehrtätigkeit eng mit Dresden verbunden ist, und gegenständiglich arbeitet, wurde auf Ausstellungen in der DDR gezeigt. — Man weiß zwar von Picasso, kennt aber kaum mehr als sein „Guernica“-Bild und die „Friedenstaube“, die entsprechend oft auf Abbildungen erscheint. Die Reproduktionen westlicher Malerei reichen eigentlich kaum weiter als zu den Impressionisten, vielleicht noch zu den Malern des blauen Reiter. Schon Wiedergaben von Klee oder Feininger entpuppen sich bei genauem Hinschauen meist als westdeutsche Drucke. Dagegen sind in volkseigenen Verlagen wundervolle Bildbände über chinesische,

japanische oder afrikanische Kunst erschienen. Auch sieht man gute Ausstellungen alter Kunst aus eigenen Museumsbeständen. Der Schritt zu unserer gegenwärtigen Malerei und Bildhauerei aber ist zu groß; unseren Erklärungen, deren Vokabular meist vergleichender Kunstbetrachtung entstammt, unseren Beurteilungsmöglichkeiten wird der Boden entzogen, kann man nicht den Weg zur Abstrahierung und Auflösung, zur Verselbständigung der Form als bekannt voraussetzen, der vom Kubismus oder der Dada-Bewegung, etwa in der Bildhauerei über Arp, Brancusi, Moore — um nur drei herauszugreifen — bis in den Werken der jungen Bildhauer führt, die gerade in Berlin ihr Symposium gehabt haben. Und können unsere Erklärungen sinnvoll und verständlich werden, solange der Grund für Mißverständnisse schon in den verschiedenen Ausgangspositionen und völlig anderen Blickwinkeln liegt? Im Musikleben ist es kaum anders; zwar findet man Strawinsky, Schostakowitsch, Janatschek und Bartok gelegentlich im Konzertprogramm, aber die Zwölftonmusik Schönbergs und Weberns oder spätere serielle Kompositionen sind fast nicht bekannt. Wenn man auch nicht behaupten kann, daß diese Werke bei uns zum Allgemeingut zählen, so bieten sich doch dem Interessierten genügend Möglichkeiten, selbst an den neuesten Musikexperimenten teilzunehmen.

Ich glaube, es ist sehr wichtig, daß wir auch in diesen kulturellen Dingen mit den Menschen im Osten Deutsch-

lands im Gespräch bleiben so gut das eben noch geht. Der Kontakt wird notgedrungen ein persönlicher sein, der zwischen Freunden hier und drüben gepflegt wird und in seiner Bedeutung gelegentlich über das Persönliche hinausgehen kann. Es besteht nach meinen Erfahrungen drüben ein wirklicher Bedarf, an diesen Entwicklungen bei uns teilzunehmen, um auf diese Weise ein bißchen die Eingeschränktheit und den beengten Gesichtskreis aufzureißen. Hinter diesen Bedürfnissen treten Sorgen um die Nahrungssuche weit zurück (als Kommentar zu gutgemeinten Eßwarengeschenken hört man: das wäre schon wieder ein Taschenbuch gewesen!) Wenn man sieht, daß in kleinen Gruppen heftig Camus' „Mythos von Sisyphos“ diskutiert wird, Enzensbergers Lyrik kritisch auf ihre formalen und inhaltlichen Qualitäten geprüft wird, und sich die gleiche Gruppe nach der Lektüre von Frischs „Andorra“ nun mit Dürrenmaats „Physikern“ beschäftigt, — sei es auch unter anderen Aspekten als bei uns — so ist da ein erfreulicher Anhaltspunkt für noch bestehende Kontakte, die wir vielleicht stärker wirksam machen könnten.

Mit dem zweifelhaften Wort „Kulturaustausch“ darf nicht nur ein Überfluten von hier nach drüben gemeint sein: denn auch wir müßten wenigstens über eine gewisse Kenntnis des uns unbekanntes Vokabulars von dort verfügen, damit sich das für uns letzte Verbindende, nämlich die gemeinsame Sprache, nicht in Entfremdung verwandelt.

ht

Das Haus des Zeitgeistes I.

(Die Gesellschaft und ihre Architektur zwischen Tradition und Moderne)

1. Teil: Deutschlands Zerstörung und Wiederaufbau

Die Architektur wäre nicht wert der Beschäftigung, wäre sie nicht eine öffentliche Angelegenheit ersten Ranges. In ihren Bauten stellt sich eine Gesellschaft selbst dar, drückt sich ein Zeitgefühl hautnäher und schwergewichtiger aus als in irgendeiner anderen Kunstform. Wir bestaunen das Leben der Meerestiere an den Korallenablagerungen und Muschelschalen, die sie hinterlassen. Geschichtliches Leben lesen wir so auch an unseren alten Bauten ab, ob sie noch mit unserem Leben erfüllt sind oder ganz zum Denkmal geworden.

Halbe Arbeit (1939—1945)

Die Mutter erwähnt er nicht, doch ist nach dem Wort des griechischen Philosophen „der Krieg der Vater aller Dinge“. Das einschneidendste Ereignis der neueren deutschen Baugeschichte ist in der Tat der zweite Weltkrieg, von dessen Hinterlassenschaft Architekten und Bauleute heute noch zehren, an dessen Problemen sie heute noch knacken. Nach seiner zerstörenden Wirkung, die uns auch glänzende Baudenkmäler dezimierte, folgte ihm eine reinigende und erneuernde Wirkung. Er war ein lebensgefährlicher Aderlaß, der auch die Chance zur Gesundung enthielt, eine rabiate Amputation, die auch Krankes in unseren baulichen Zuständen wegschnitt und mit überholten und wuchernden Formen aufräumte. Eine ungeordnete Landschaft von Schuttfeldern und Reststädten hinterließ er uns, unser Leben konnte darin nur notdürftig funktionieren und vegetieren. Auch die geistige Kontinuität, vor deren Hintergrund allein sich der architektonische Ausdruckswille einer Gesellschaft entfalten kann, war durch Nazismus und Kriegswalze abgebrochen. Es war noch etwas übrig, sollten wir an den Bruchstellen, an den Ruinen und Resten wieder anknüpfen?

Bauherr Westdeutschland (1945—1949)

Wenn Deutschland weiterleben wollte, mußte es sich aus dieser Nachkriegssituation aufraffen, seine Trümmer beiseitigen und an den Wiederaufbau seiner Städte gehen. Deutschland mußte Bauherr werden. Aus welchen Mitteln sollte es indes seinen Aufbau bestreiten und nach welchem Plan vorgehen? Wer gab dem Bauherrn den Kredit und seinem Architekten das Programm? Und sollte man nicht ganz neu planen und das vom Krieg Verschonte, wo es störend im Weg stand, gleich mit wegreißen nach dem Motto „was fällt, muß man noch stoßen“ (F. Nietzsche, Thüringer Freigeist und Philosoph)? Aber dazu gehört mehr Kraft und Humor, als wir damals besaßen. Dazu gehörte vor allem eine Konzeption, die wir damals nicht besaßen. Wenn wir aber anknüpften, mußten wir notwendig in vielem an alte Fehler anknüpfen.

Zwei Quellen nämlich standen uns, dem Bauherrn, damals zur Verfügung, und das sowohl materiell wie geistig: auf der einen Seite die Reste der Vergangenheit, soviel wir gerettet hatten, die noch vorhandene Bausubstanz, die abendländische Tradition in deutscher Prägung, das Erbe des europäischen Geistes, das wir im Kriege wie mutwillig aufs Spiel gesetzt hatten. Und obwohl von uns verraten, verließ uns dieser abgemagerte Geist Europas nicht, als wir auf ihn zurückgreifen mußten. Das Verhältnis war nur ein wenig getrübt und nicht mehr so herzlich. Auf der anderen Seite die westlichen Alliierten. Nach beendeter Demontage gaben sie uns Kredit und halfen ebenso unserem darniederliegenden Kulturleben mit Centres, Brücken und Amerikahäusern auf. Westdeutschland erhielt die materielle Hilfe Amerikas. Geistig kam uns, die eines eigenen Gedankens nicht fähig waren, der französische Existentialismus brüderlich zu Hilfe, er half uns, auch unsere Lage zu verstehen.

Das waren die Hilfsquellen. Und nackter Existenzwille,

Daseinsnotwendigkeit standen am Beginn des deutschen Wiederaufbaus. Was unsere Vorstellungen davon betrifft, so wußten wir damals eher, was wir nicht wollten: den eben gehaltenen Monumentalismus des totalitären Systems, der uns in der Prachtarchitektur der Stalinallee noch einmal begegnete. Und was wir auch nicht wollten, das hatte uns der Krieg größtenteils hinweggefegt, die seelenmordenden gesundheitsschädlichen Monstrositäten von Wohnkasernen aus den Gründerjahren und der Wilhelm-Ära, die finsteren Verwaltungsburgen aus Preußens Geist, die überalterten Fabriken, die noch zur Demontage gut waren, zum neuen Anfang nicht. Was wir aber wollten, das wußten wir Kriegerschöpften damals nicht genau. Es zeigte sich, daß auch die berühmten Schubladen leer von Plänen waren. Der Architekt mußte mit dem Planen ebenso an Trümmerreste und an fast versunkene Tradition anknüpfen.

Geliehener Glanz (1949—1963)

In Deutschland gab es, abgesehen von der fehlenden Konzeption, für eine Neuplanung auch sonst keine Anhaltspunkte, weder in einer zu schöpferischer Regeneration fähigen Gesellschaftsordnung — auch die war in Umwälzung und erschöpft, nicht mehr modern und nicht angepaßt — noch in einer die Nation bewegenden Idee — denn die hybride Nation von Idealisten war schiffbrüchig geworden, das Volk der Dichter und Denker hatte sich mit Schuld beladen und einen Knacks. Sein idealistisch-ideologisches Fiasko ließ es in das andere Extrem umschlagen und sich an den Materialismus (amerikanischer Prägung) anklammern, den man unserm Volk so kraß kaum zugetraut hätte. Dieser ist denn auch die Haupttriebfeder des deutschen Wiederaufbaus geblieben, und es ist ihm bis heute keine zukunftsweisende Idee zur Seite getreten, nicht einmal ein Staatsgefühl, wie Dr. Adenauer (Rheinischer Staats-

mann, 87) mit Bedauern erkennen muß.

Der deutsche Wiederaufbau gründet sich in erster Linie auf Anleihen, die hauptsächlich bei den Vereinigten Staaten des Republikaners Eisenhower („Kreuzzug in Europa“) gemacht wurden. Von dort kam auch der emigrierte Geist des Bauhauses, der letzten großen Architekturbewegung, amerikanisch gefärbt auf uns zurück. Die weniger glänzende Komponente des Wiederaufbaus bildete der romantische Geist des Traditionalismus, der Rückgriff auf die Geschichte, die liebevolle Erhaltung, ja närrische Wiederherstellung (karnevalistischer Aufputz) des Alten. Das konnten uns die selbst mühsam um eine Geschichte kämpfenden Amerikaner nicht geben oder ersetzen.

Diese Komponenten verbanden sich im deutschen Wiederaufbau zu einem eigenartigen Konglomerat und prägten die Architektur im Zeitalter des Wirtschaftswunders. Das Ergebnis liegt heute, 18 Jahre nach dem Krieg, vor unseren Augen. Denn obwohl Deutschland noch wie vor geteilt und der Krieg formell nicht beendet ist, sprechen die Anzeichen dafür, daß auch die zweite Phase der Nachkriegszeit, die mit der Währungsreform und Gründung der Bundesrepublik begann, ihrem Ende zugeht. Sie brachte uns jenseits von Krieg und Frieden das deutsche Wirtschaftswunder und damit industrielle Konjunktur und Vollbeschäftigung, sichtbar den Wiederaufbau unserer Städte und Wohnungen, neue Rathäuser und Theaterbauten (für außerdeutsche Autoren, was Moderne betrifft, deutsche gab es nicht), Verwaltungspaläste, neue Kirchen und Krankenhäuser, Schulen und Kasernen, die verlängerte Autobahn, breitere, von Autos dennoch überquellende Straßen, das Bündnis mit den Westmächten, die EWG, die Bundeswehr und den Kalten Krieg.

Über allem liegt das Dunkel unseres welken Geisteslebens, das nicht mitblüht.

Udo Greif
(2. Teil folgt)

Studenten malen, zeichnen und fotografieren

Unter diesem Motto wird das Kulturreferat des AStA in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl „Freies Zeichnen und Plastik“ (Prof. Müller-Linow) eine Ausstellung mit Arbeiten der Studenten aller Fakultäten der THD veranstalten. Sie wird unter dem Protektorat Seiner Magnifizienz Prof. Dr. Dr. Horn stehen und soll im Zusammenhang mit dem Hochschulfest im Juli 1963 stattfinden.

Der Aufruf zur Teilnahme wendet sich nicht nur an die Architekten, sondern richtet sich an alle Studenten, auch an die ausländischen Kommilitonen unserer Hochschule, die sich in ihrer Freizeit mit bildnerischer Arbeit beschäftigen. Die Ausstellung soll ihnen Gelegenheit bieten, ihre Arbeiten einmal einem größeren Publikum zu zeigen. Vielleicht haben viele unter Ihnen auf diesen Augenblick schon gewartet.

Es sind folgende Arten von Arbeiten zugelassen:

Zeichnungen, Aquarelle, Plastiken, Grafiken, Ölbilder, Fotografien.

Wegen der zu erwartenden, regen Beteiligung ist die Zulassung bei den Fotografien auf fünf Stück, bei allen anderen Arbeiten auf drei pro Person beschränkt. Die Mindestgröße für alle Arbeiten soll DIN A 5 betragen. Zugelassen sind lediglich freie künstlerische Arbeiten aus den eben genannten Gebieten. Übungsarbeiten irgend welcher Art können selbstverständlich nicht angenommen werden. Die Teilnahmeberechtigung hat jeder immatrikulierte Student der TH Darmstadt.

Die Ausstellung soll in keiner Weise mit einer Kunstausstellung konkurrieren. Um in angemessener Form ein ge-

wisses Niveau der Ausstellung zu erreichen, wird eine Jury für eine Auswahl sorgen, die allen Interessenten gerecht zu werden sich vornimmt. Diese Jury wird sich aus folgenden Personen zusammensetzen:

Herrn Prof. Dr. Brix, (Techn. Kernphysik); Herrn Prof. Dr. J a y m e (Chemie); Herrn Prof. Dr. E v e r s (Kunstgeschichte); Herrn Prof. Müller-Linow (Freies Zeichnen und Plastik); Herrn Pit L u d w i g (Pressefotograf); zwei Herren aus dem AStA.

Da vom Lehrstuhl Freies Zeichnen und Plastik nur eine beschränkte Anzahl von Rahmen zur Verfügung steht, wäre eine Rahmung der abgelieferten Arbeiten erwünscht. Angenommene Fotoarbeiten müssen nach der Jurierung aufgezogen werden. Es ist selbstverständlich, daß jede der abgelieferten Arbeiten mit Namen, Fakultät und Anschrift des Besitzers und mit dem eventuellen Titel des Werkes versehen sein muß. Während der Dauer der Ausstellung ist Versicherungsschutz für alle Arbeiten gewährleistet.

Die erste Anmeldung für die Beteiligung kann auf einer Liste erfolgen, die im AStA ausliegt. Sie muß bis Ende des Wintersemesters 62/63 abgeschlossen sein. Spätestens bis zum 30. April 63 erbitten wir eine detaillierte Anmeldung der einzelnen Arbeiten. Für diesen Zweck liegen im AStA Vordrucke aus. Der Abgabetermin liegt fest, es ist der 6. Mai 63.

Wir möchten abschließend noch darauf hinweisen, daß interessierte Stellen Ankäufe der Studentenarbeiten zugesichert haben.

Herzlich laden wir Sie ein zur regen Teilnahme an dieser Ausstellung.
Das Kulturreferat des AStA

Das unbekannte Amerika

Eine junge Schriftstellergeneration auf neuen Wegen

Das Bekanntwerden ausländischer Dichter in diesem Lande scheint immer noch von einer Anzahl von Zufällen abhängig zu sein. Wem nicht durch Verfilmung oder Nobelpreisverleihung zu der notwendigen Publicity geholfen wird, der hat es schwer. Dem Neuen zu helfen und zu dienen ist immer ein Wagnis. Das verlegerische Wagnis schließt bekanntlich zwei höchst einfache Möglichkeiten in sich ein: Erfolg oder Mißerfolg. Der Druck der uns vorliegenden Bände war zweifellos ein Wagnis. Doch glauben wir, daß der Verleger Spürsinn für Können, für Güte und Wert zeigte. Das hat nicht unbedingt damit zu tun, daß beispielsweise Carson McCullers „Uhr ohne Zeiger“ monatelang die amerikanischen Bestsellerlisten anführte. Diese Tabellen sind reichlich umstritten und als Wertmesser literarischer Qualität ungeeignet. Was aber unbedingt Bedeutung hat, ist der Eindruck, daß mit den hier vorliegenden Bänden ein Neuland der amerikanischen Literatur erschlossen wird. Gleichgültig wen sie zum Helden wählten: eine weise Greisin oder ein Kind, eine Negerin oder eine weiße Frau der Südstaaten, einen sterbenden Apotheker oder einen fanatischen Richter, diese Arbeiten eröffnen ganz neuartige Perspektiven, die ein völlig ungewohntes Bild des Lebens in den Vereinigten Staaten ermöglichen. Dieses Dasein mag uns zuweilen fremd, grausam, fast unverständlich erscheinen, und es ist zweifellos weithin unkonventionell, dominierend aber wirkt eine heiße, farbige Schönheit, sie fasziniert.

Südlich der Mason-and-Dixon-Line — einst schied sich dort die Kultur der spanischen und französischen Einflußsphäre von der Zivilisation der „Yankees“ — entstammen Faulkner, Katherine Anne Porter, Eudora Welty, Carson McCullers, ebenso die „Jüngsten“: William Goyen und Truman Capote. Sie alle bestimmen in weit größerem Maße, als man sich hier vorstellt, das geistige Leben und das literarische Selbstbewußtsein der Amerikaner. Ihre Romane und Erzählungen liest man mit staunendem Vergnügen, sie zeigen das ‚andere‘, das unbekannte Amerika. Diese augenblicklich schaffende Schriftstellergeneration erarbeitete sich eine Schreibweise und erschloß sich Themen, die von denen, die hier bekannt geworden sind, völlig abweichen: Diese „Jungen“ haben mit Hemingway, Steinbeck, mit Scott Fitzgerald oder den Williams'schen Psychoanalysen nicht das Geringste gemeinsam. Fast ist man versucht zu sagen, daß sie in ihren Tendenzen entgegengesetzt gerichtet sind. Ihre gemeinsame Heimat im Süden ist auch ihr geistiges Fundament, ihm sind sie verbunden, in ihm wurzeln sie mit dem Stoff ihrer Arbeiten und ihm sind sie verpflichtet.

Katherine Anne Porter wurde 1894 in Indian Creek in Texas geboren. Ein wechselndes Schicksal führte sie in alle Teile der Welt, kein Wunder also, wenn sich auch der Schauplatz ihrer Werke ständig ändert. Ihrer gepflegten Sprache wegen und um des von ihr geschriebenen Stils willen wird sie von der Kritik besonders gerühmt. Ihre Arbeiten erschienen unter den Titeln „Flowering Judas“ (1935), „The Leaning Tower“ (1944), „Pale Horse, Pale Rider“ (1939), „The Days before“ (1952) und „Ship of Fools“ (1956).

Eudora Welty stammt aus Mississippi. Sie wurde 1909 in Jackson geboren. Sie besuchte das Mississippi State College und erlebte 1936 ihre Erstveröffentlichung in der Zeitschrift „Southern Review“. Abgesehen von gelegentlichen Reisen nach New York verließ sie ihre Heimat nie. Ihre zahlreichen Erzählungen erschienen unter den Überschrif-

ten „A curtain of Green“ (1941), „The Wide Net“ (1943) und „The Golden Apples“ (1949). Ihre Romane „The Robber-bridgeroom“ (1942), „Delta Wedding“ (1946) und „The Ponder Heart“ (1954) machen sie zu einer der größten lebenden amerikanischen Erzählerinnen.

Carson McCullers (geboren 1917 in Columbia in Georgia) veröffentlichte bereits im Alter von 23 Jahren ihren großen Erstlingsroman „The Heart is a Lonely Hunter“. Er machte sie mit einem Schlage bekannt. „Reflections in a Golden Eye“ (1941) und „A Member of the Wedding“ (1946) festigten ihren Ruhm. Wesentlich konzentrierter im Aufbau sind McCullers' Novellen. Hier wurde „The Ballad of the Sad Café“ am bekanntesten. Die Schriftstellerin lebt heute in New York.

Mosaikartig setzt sich aus den Werken dieser Schriftsteller die Szenerie des Lebens in den amerikanischen Südstaaten zusammen. Wir sind es gewohnt, bei den in Deutschland populär gewordenen „Amerikanern“ einen Hang zu ungewöhnlicher Härte im Ausdruck, manchmal sogar zur Brutalität zu beobachten. Letztes Beispiel dieser Tendenz könnte Kerouacs „On the Road“ sein. Was man indessen kaum erwartet sind lyrische Töne. Bei den hier besprochenen Dichtern scheint sich jedoch eine Wiedergeburt der Lyrik zu vollziehen. Es sind erstaunlich sanfte, leise andeutende Wege, auf denen das sich vollziehende Geschehen bis zu den feinsten und verborgensten Winkeln der menschlichen Seele nachgezeichnet wird. So liegt es nicht nur in der Absicht der Erzählungen und Romane Dokumente des Seins in einem fernen Land zu sein, sie sind vielmehr auch Deutung des Menschenlebens und -schicksals gleichgültig wo.

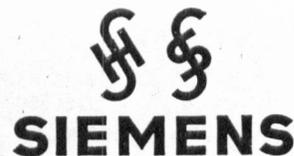
Diese Thematik ist völlig neuartig für den „Süden“. Lange schien es, als ob seine Literatur ausschließlich aus einer großen Geschichte heraus leben würde. Seit dem Bürgerkrieg setzte sich nämlich eine verhängnisvolle Tendenz fort, die glorreiche Vergangenheit, das Einst dem Jetzt vorzuziehen. Es bildete sich ein Mythos um eine „gute alte Zeit“, der wie viele Mythen vermutlich auf einem Nichts begründet war, auf einem Dasein, das nie existierte. Sentimental und versponnen, unverständlich für uns waren die Produkte literarischen Geistes aus jener Zeit.

Der Weltkrieg brachte den Umbruch. Plötzlich wurden Begebenheiten der Stunde zum Anlaß scharfsinniger Untersuchungen, die dramatisch, dialoghaft sezierend, keinesfalls aber herzlich beschrieben werden. Es fällt auf, daß bei fast allen Autoren der ländliche Hintergrund überwiegt und es zeigt sich eine Vorliebe für das Verschrobene und Groteske! Ein eigenwilliger Humor, eine fast surreale poetische Fantasie, zuweilen sogar heimliche Romantik sind vorherrschend. Güte und Liebe zu dem Geschilderten sind bestimmend für den Charakter des Geschriebenen und bei aller Ironie, die zuweilen mitspielt, überwiegt ein großmütiges Verstehen und Vergeben der zahlreichen aufgezeigten Fehler und Schwächen der Handelnden.

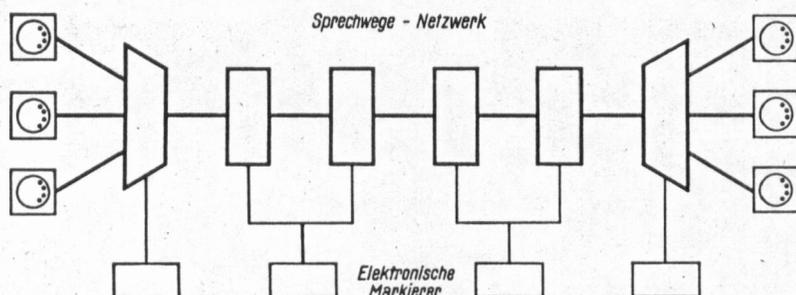
Die äußere Form dieser Dichtung ist hauptsächlich die Short Story. Begünstigt durch das Interesse von Zeitungen und Zeitschriften für diese Kunstform breitet sie sich zu einer neuen Blüte aus. Sie hat genau die richtige Länge, um Mußestunden im Getriebe der Hast auszufüllen ohne dabei zu überlasten. Sie bringt nur knappe Ausschnitte aus dem Leben, scharf umrissen freilich und fordernd, was die Mitarbeit und Fantasie des Lesers betrifft.

Exemplarisch für diese Schreibweise könnte Marjorie K. Rawlings „Benny und die Hühnerhunde“ sein. Der Humor

ELEKTRONIK + DRY REED

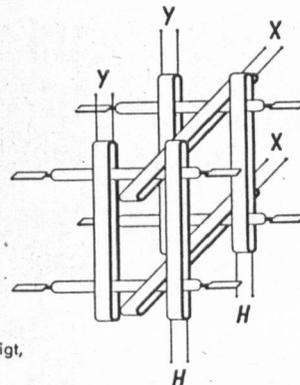


Neue Konzeption der Fernsprech-Vermittlungstechnik



Obersichtsplan der elektronisch gesteuerten Vermittlungsstelle München-Färbergraben

Rechts: Schutzgaskontakte (amerikanisch: Dry Reed), in Glasröhrchen eingeschmolzen und zu Magnetfeldkopplern vereinigt, schalten in 2 ms die Sprechwege durch



Die Elektronik eröffnet der Fernsprech-Vermittlungstechnik neue Wege. Das Haus Siemens ist an der sich anbahnenden Entwicklung führend beteiligt und setzt damit eine Tradition fort, die bereits um die Jahrhundertwende begann:

- 1901 Grundlegendes Patent für einen Schrittschalt-Vorwähler
- 1909 Erstes Großstadt-Wählamt Europas in München-Schwabing
- 1923 Erstes Teilnehmer-Fernwählnetz der Welt im Gebiet Weilheim (Oberbayern)
- 1926 Erstes Fernsprechamt mit Viereckwählern
- 1954 Erstes Fernsprechamt mit Edelmetall-Motor-Drehwählern (EMD)
- 1957 Erster Einsatz des Edelmetall-Schnellkontakt-Relais (ESK)

Ein Versuchsausschnitt der neuen Technik mit elektronischer Steuerung und schnell schaltenden Magnetfeldkopplern im Sprechweg wurde der Deutschen Bundespost im November 1962 übergeben. Im Zentrum Münchens gelegen, arbeitet es mit allen anderen Vermittlungsstellen zusammen und ist damit in das weltumspannende Fernsprechnetzeingegliedert.

Die Entwicklung geht weiter

auf den konventionellen wie auf den neueren Gebieten der Elektrotechnik. An jeder Entwicklungsphase ist das Haus Siemens maßgeblich beteiligt. Vielseitig wie unser Programm sind die Möglichkeiten für Sie, bei uns die Tätigkeit zu finden, die Ihren Neigungen und Fähigkeiten entspricht.

Im Hause Siemens haben Sie als Diplom-Ingenieur der Fachrichtungen Elektrotechnik, Maschinenbau oder Feinwerktechnik unter zahlreichen Arbeitsgebieten die Wahl. Sie haben bei uns Gelegenheit, sich gründlich einzuarbeiten. Da die Weiterbildung unserer Mitarbeiter vielseitig gefördert wird, bieten sich gute Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten. In seinem Bereich hat jeder Mitarbeiter weitgehende Verantwortung.

Wenn Sie Näheres wissen wollen, so genügt zunächst ein kurzer Brief mit Ihren wichtigsten persönlichen Angaben.

Schreiben Sie bitte an das Referat für Technischen Nachwuchs (WS) der Siemens & Halske AG, 8000 München 2, Wittelsbacherplatz 2 (Nachrichtentechnik), oder an die Abteilung Technisches Bildungswesen (WS) der Siemens-Schuckertwerke AG, 8520 Erlangen, Werner-von-Siemens-Straße 50 (Energietechnik).



Einen Sonderdruck unserer Veröffentlichung »Das elektronisch gesteuerte Fernsprechamt München-Färbergraben« schicken wir Ihnen auf Wunsch gern kostenlos zu.

dieser Erzählung übertrifft alles, was man seit langer Zeit gelesen hat. Mag auch das Sentiment etwas stark sein, diese Menschen, die Tiere, die zu ihnen gehören, das bleibt unvergeßlich.

Im gleichen Augenblick, in dem die Schriftsteller in ihrer Themenwahl die ländliche Umgebung verlassen, im gleichen Moment verliert sich die heitere, unbeschwerte Atmosphäre. Die Stadt und die ihr anhängenden Dämonen bestimmen nun das Bild des Menschen. Dieser Umschwung wird besonders am Beispiel der Carson McCullers deutlich. Die gleiche Autorin, die die erstaunliche „Uhr ohne Zeiger“ schrieb, verfaßte dann auch plötzlich Erzählungen wie „Der Nomade“ oder „Ein häusliches Dilemma“.

In der „Uhr“ steigt die Hauptperson, der Apotheker Malone, aus der Gewißheit, bald an einer unheilbaren Krankheit sterben zu müssen, zu einer ungeheuren Seelengröße auf. Er erkennt, daß der ihm drohende physische Verfall nicht die eigentliche Gefahr ist, die größere Anfechtung, das Schlimmere — Lebensbedrohende — liegt für ihn im Verlust des Ichs. Er löst sich aus seiner Umgebung, handelt und findet zu sich selbst. „Der Nomade“ hingegen, ein heimat- und bindungsloser Korrespondent, weigert sich die Leere seines Daseins zu erkennen, er begibt sich auf eine Flucht in die Resignation. Die Kraft zur Änderung seines Lebens hat er nicht mehr, seine Chance ist verspielt. „Das häusliche Dilemma“ zeigt den Zusammenbruch familiärer Bindungen. Auch dabei verbleibt am Ende nur Trostlosigkeit.

Völlig hilflos steht der Mann der vernichtenden Trunksucht seiner Frau gegenüber. Er erkennt zwar die Folgen in der Zukunft, er vermag jedoch nichts zu tun, um dem auf ihn zukommenden Chaos und Zusammenbruch aller Werte entgegenzuarbeiten.

Diese Kurzgeschichten sind straffer im Aufbau als die Romane der Autorin. Gleich aber ist die Feinheit der Empfindungen mit der jene eigenwillige Szenerie umrissen wird, eine Sphäre in der Verlorene und Mißhandelte, Unglückliche und Verzweifelte die Irrwege ihres Schicksals erfüllen. Hier, im Bannkreis der Stadt, liegt dann auch wieder die Verbindung mit der Literatur des „Nordens“.

Von dort erreichte uns in diesen Tagen ein Buch des schon 1940 verstorbenen Nathanael West: „Schreiben Sie Miss Lonelyhearts“. Dieser kurze Roman ist ein bitterer Witz. Das paßt sowohl auf die Schreibweise als auch auf die Tendenz. Die zynischen Sprücheklopferereien des Redakteurs Shrikel sind beispielsweise recht unterhaltend und

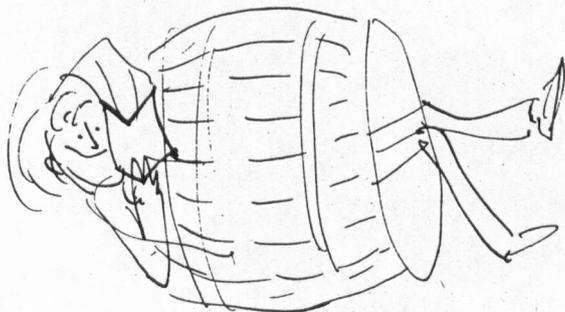
erheiternd, im Ganzen gesehen ist die Tendenz aber wenig erbaulich. Die männliche „Briefkastentante“ einer auf Käuferfang ausgerichteten Zeitung, zerbricht am Elend — das konzentriert jeden Tag in Briefform auf seinen Schreibtisch flattert — körperlicher und seelischer Krüppel. Seine ungeheure Gewissenhaftigkeit, die Anteilnahme, mit der er jeden „Fall“ behandelt, verstrickt ihn in eine unheilvolle Traumwelt, der er nicht gewachsen ist. Gleich seinen unbekannteren Briefpartnern erliegt er dem auf ihn einströmenden Unheil. Als er versucht sich zu befreien, ist es zu spät. Krank — physisch und geistig — verfällt er vollends; er entwickelt im Fieberwahn ein messianisches Bewußtsein und — Gipfel des Zynismus — stirbt durch die Hand des Menschen, den er, „Miss Lonelyhearts“, erlösen wollte.

Das Buch wäre eine konzentrierte Bösartigkeit, darin aber vollendet, spürte man nicht im Hintergrund den Willen des Autors, der sich vielleicht durch einen Satz William Goyens (aus: „Der Baum der bitteren Feigen“) versinnbildlichen läßt: „Er ging fort und nach Haus und ließ James allein unter dem Baum mit den bitteren Feigen. Wenn er doch eines Tages all seine Sippe aus ihrer Qual erretten oder ihnen zu ein wenig Hoffnung verhelfen könnte.“

Dem bliebe nur noch ein Satz Heinrich Bölls hinzuzufügen, den dieser vor einiger Zeit über Carson McCullers schrieb. Der Namen der McCullers ist in diesem Zusammenhang unwichtig, an ihrer Stelle könnte ebenso Eudora Welty oder ein anderer der hier erwähnten Dichter stehen. Böll schrieb: „... bleibt die McCullers nicht eine große Autorin, auch wenn ihre Bücher bis jetzt kaum gekauft werden? Ich könnte mir vorstellen, daß jener eben geborene Leser, fünfzehn geworden, sich eins ihrer Bücher aus dem Ramschkasten fischt und vom Fieber ergriffen wird.“ Dieser Ausspruch Bölls ist heute nicht mehr voll gültig, die McCullers, Welty, N. West haben ihre Leser gefunden. Eine weitere Beliebtheit wäre ihnen jedoch zu wünschen, sie verdienen es wirklich. Aber das ist wohl zuviel verlangt. rr

Die Bücher der in diesem Artikel erwähnten Dichter sind im Diogenes-Verlag Zürich erschienen: Elisabeth Schnack (Hrsg.), „Der Baum mit den bitteren Feigen“ (19,80 DM); N. West, „Schreiben Sie Miss Lonelyhearts“ (12,80 DM); Eudora Welty, „Die Hochzeit“ (19,80 DM); Carson McCullers, „Uhr ohne Zeiger“ (18,— DM, „Die Ballade vom traurigen Café“ (14,80 DM).

schmökern - stöbern - kaufen



bücher - taschenbücher - kunst

in der bereits 1797 gegründeten
buchhandlung heinrich schroth
inhaber: hans-dietrich zur megede
61 d a r m s t a d t
schulstraße 11 - ruf: 659 11
verleger von
ali schindehüttes bums-band

Studentenleben

Irgendwo begegnet man immer wieder den Leuten, die einem in mehr oder weniger deutlicher Form zu verstehen geben wollen, daß man — ihrer Meinung nach — während des Studiums eigentlich eine glückliche Zeit fern der harten Realitäten des Alltags genießen kann, daß das „wirkliche Leben“ erst mit der Beendigung des Examens und der nachfolgenden Arbeit im Beruf beginnen würde.

Man wird bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich auch leicht sensationslüstern nach dem sogenannten „Studentenleben“ gefragt. Meistens klingt dann die stille Hoffnung mit durch, etwas vom „dolce vita en miniature“ berichten zu bekommen. Immer wieder blickt der Befragte indessen in verständnislose Gesichter, wenn er bescheiden auf die kleinen Irrtümer hinweist, auf all die Sorgen und unerfüllten Hoffnungen, wenn er von Sehnsüchten und Schrecken berichtet, vom Alleinsein in den ersten Tagen und Wochen oder der Trötmühle, in die er sich später versetzt glaubte.

Kaum ein Außenstehender weiß — viele wollen es auch nicht wissen — vom schrecklichen Ernst dieser Jahre. Gerüchte haben eine erstaunliche Lebensdauer und das Bild des Studenten scheint in diesem Lande für alle Zeiten durch den aus der Alt-Heidelberg-Schulze entstandenen Mythos vom „lustigen Studenten“ geprägt zu werden. Und jene, die sich entschieden dagegen wehrten, ihr Studium als eine Periode der Unwirklichkeit jenseits der Pforten des Alltags zu betrachten, sie werden kaum auf Verstehen hoffen können. Immer wieder werden sie von dem wenig Erfreulichen erzählen hören, das irgendwo, nahe oder fern, lauert: von dem Lebensbereich, in dem Rücksichtslosigkeit — die jetzt angeblich fern gehalten wird — zur Tagesordnung gehört, von der Welt in der gelärmt, geschwitzt, gebrüllt, getreten, gefeilscht und geschlagen wird, von jener Sphäre in der ein Blatt eines Scheckheftes ganze Bücher moralischer Wahrheiten zu Lügen macht.

Man erscheint wenig glaubwürdig, wenn man zu behaupten wagt, das alles sei für einen Studenten nicht neu, sondern ganz alltäglich. Man bekommt dann meistens die Freiheit vorgehalten, die man während des Studiums angeblich genießt. Die eigene Position wird dann noch schwieriger, man ist tatsächlich freier als viele Altersgenossen, nur freier in einem anderen Sinne als dem, in welchem dieser Satz meist gebraucht wird. Man wird auf Kopfschütteln stoßen, wenn man sagt, daß ein anständiger Mensch sehr wohl ein Gesetz hat, nach dem er lebt, auch wenn ihm das zuweilen reichlich schwer fällt. Nein, mit jenem Dasein, das sich so forsch, zugreifend und erfolgreich gebärdet ist nur schwer zu konkurrieren.

Indessen sind ‚die Studenten‘ nicht ohne Schuld an diesem Zustand. Kein Beruf und keine Position kann Lebensnähe garantieren. Überall gibt es Greise jeden Alters, verholzte, vertrocknete Zeitgenossen, die das Leben nur vom Hörensagen und aus Büchern kennen, auch unter Studenten! Man wird vielen von uns nicht ganz zu Unrecht vorwerfen, daß sie zu jenen gehören, deren romantische Vorstellung ein Leben bar jeder Romantik ist, deren Individualismus zu einer Uniformität besonderen Charakters ausartete. Man könnte die politische Inaktivität vorhalten, das Desinteresse, man könnte sagen, daß viele sich unbekümmert in ein Spiel der wahrscheinlichen Karriere, des flotten Betriebes und der leeren Routine eingelassen hätten, auch um den Preis inhaltlosen Getümmels ohne jeden Charakter und Geist. Man könnte zeigen, daß manche sehr wohl auf die Belohnung für solches Vegetieren schielen, auf Wohlstand — das jeweils neuste Automodell — auf Sicherheit — Pensionsberechtigung — auf brave Bürgerlichkeit, verkörpert

durch die allwöchentlichen Freuden einer akademischen Skatrunde oder das Kegeln im Kreise promovierter Mitmenschen.

Aus vergangenen Tagen überdauerte auch ein erfreuliches Bild: man pflegt sich junge Menschen mit der Fackel begeisterten Aufruhrs in der Hand vorzustellen. Und dann kommen die Vorwürfe an die Anschrift zahlreicher Kommilitonen: statt mit einer Fackel mit einer Tranfunzel auszukommen, nicht ohne Zweifel zu sein, aber nie zu fragen, nicht ohne Gerechtigkeitsgefühl zu sein, aber Ungerechtigkeiten zu übersehen weil die Konsequenzen unbequem sein könnten, daß eine erschreckend große Zahl es ohne Widerrede geschehen ließe, daß aus der Hochschule eine Fabrik, aus dem Hörsaal ein Büro gemacht werde. Um Mißverständnisse zu vermeiden: hier soll nicht danach gesucht werden, wer Schuld an solchen Zuständen ist, es geht nur darum, sie zu beschreiben.

In diesen Tagen nämlich — und aus der Tatsache schöpfen wir den Mut für solche Zeilen — in diesen Tagen also ereignete sich das Wunder, auf das zu hoffen man schon fast nicht mehr wagte. Lange noch bevor es zu einer Mode wurde, sich in der leidigen Spiegelaffaire engagiert zu geben, da waren es Studenten, die spontan ihren Unwillen über das Vorgefallene kundtaten. Sicherlich, es waren nicht viele. Nur Sitzstreiks, teilweise verunglückte Diskussionen und Transparente werden diese Welt nicht aus den Angeln heben. Aber, und das ist das Erfreuliche, diese Aktionen standen an der Spitze einer Welle der Entrüstung. Studenten — wenn auch nicht sehr zahlreich — waren mit die ersten, die erkannten, daß nicht etwa ihre persönlichen, sondern die Interessen aller gefährdet waren, und — gleichgültig wie — sie handelten.

Einzelne haben ein Beispiel gegeben — vielleicht macht es Schule, einiges könnte sich dann ändern.



Neu!

der
**Pfeifen
Tabak**
internatio-
naler
Klasse

**DM 2,-
DM 3,-**

Sprung zur Moderne im TH-Schauspielstudio

Nach der gelungenen fünfmaligen Aufführung des Comedia dell'Arte-Figurenspiels „Der Lügner“ (Goldoni) anlässlich unseres 1962-Hochschulfestes arbeitet das Schauspielstudio der TH zur Zeit an zwei neuen Stücken, kurze Einakter mit kleiner Besetzung, die eine geschlossene Konzeption ermöglichen. Damit wagt unsere Theatergruppe einen Sprung vom erfreulich-erbaulichen Spiel zu intensiver Bemühung und Auseinandersetzung.

Anfang Februar sollen die beiden zeitgenössischen Einakter spielreif sein und aufgeführt werden. „Der Bluthund“, überspitzt, psychologisch, des Spaniers Ramón de Valle-Inclán und Jean Anouilh „Humulus le Muêt“, fantastisch, pervers in der Ausgangssituation, ein Erstlingsstück, kreisen in kontrastischen Versionen um das Thema Liebe.

Gespielt und einstudiert werden die Stücke auch diesmal von Studenten der TH, Regie haben cand. arch. Elke Ohrt (Bluthund), die eine Teamarbeit versucht und gern Anregungen verarbeitet, und cand. el. K. Albert Bock (Humulus), wesentlich beteiligt am Erfolg des „Lügners“, eine straffe Hand, von genauen Vorstellungen geführt, im Theater nicht unerfahren.

Wenn der äußere Betrieb, die Atmosphäre bei den Proben und Aufführungen in manchem an eine richtige Bühne erinnern, und wenn die Pressekritik der letzten Aufführung bescheinigte, mehr als Laienspiel gewesen zu sein, so kann unser Schauspielstudio als „akademisches Amateurtheater“ doch im wesentlichen nicht mit der großen Bühne verglichen werden. Auf keinen Fall ist es eine schlechtere Ausgabe davon. Es geht von ganz anderen Voraussetzungen aus. — Im Unterschied auch zu Universitäts-Theatergruppen steht hier keine philologische oder theaterwissenschaftliche Fakultät dahinter, das vereinfacht natürlich auch manches: die Gruppe ist homogen, alle sind Laien.

Getragen wird das Studio in erster Linie vom Idealismus

seiner Mitarbeiter. Die Freude am Spiel und an der geistigen Auseinandersetzung mit der Materie steht im Vordergrund, die konzeptionelle Bewältigung eines Stückes ist wichtiger als die perfekte technische Beherrschung, die meist durch Improvisation ersetzt werden muß.

Montags und donnerstags kommt man um acht Uhr zusammen, vorgeschlagene Stücke werden gelesen und diskutiert, vorgeprobt und unter Umständen wieder fallen gelassen, denn es geht zuerst um die Bewältigung und zuletzt um die Aufführung. — Im Augenblick werden in verschiedenen Räumen beide Stücke zugleich geprobt. Alle spielen nicht mit, aber alle arbeiten mit. Das Studio braucht ebenso Leute, die in der Technik mitmachen oder Musik, Beleuchtung und Bühnenbild übernehmen.

Es ist klar, daß nur bestimmte Stücke sich für eine Amateurgruppe eignen. Durch die richtige Auswahl lassen sich Mängel von vornherein vermeiden oder einschränken. Trotz mancher gekonnten Leistung kommt es auf schauspielerisches Brillieren und aufs Raffinement der Darstellung nicht an. Und die Gefahr der Routine bleibt vollends hinten, dazu wird man nicht alt genug bei der Laienbühne. Eine gewisse Kontinuität aber muß man erreichen, und versucht es durch Schaffung fester Einrichtungen, eigener Räume, die bislang völlig fehlen, einer Bibliothek (das Rückgrat), durch Referate, durch ein Büro.

Das Darmstädter Schauspielstudio ist Mitglied der Internationalen Studententheater-Union (ISTU) und der ADS (Arbeitsgemeinschaft der deutschen Studentenbühnen) und nimmt an deren Tagungen teil.

Im Sommer ist die Teilnahme am Internationalen Theater-Festival in Erlangen geplant, vorher noch ist das Studio Darmstadt mit seinen Stücken beim „one act festival“ in Delft von der Partie. Wir wünschen Hals- und Beinbruch.

Eugen Roddek

Die Geschlossene Gesellschaft der Mächtigen

Zu einer Analyse der Herrschaftsstruktur und Machtverteilung in den USA

C. Wright Mills: „Die amerikanische Elite. Gesellschaft und Macht in den Vereinigten Staaten.“ Aus dem Amerikanischen übertragen von Hans Stern, Heinz Neunes und Bernt Engelmann, Holsten-Verlag Hamburg; 448 Seiten.

Wer sind die eigentlich Mächtigen in den USA — der Präsident, die Wähler, die Gewerkschaften? Manager, Presseleute oder Frauenvereine? Die dafür besonders zuständigen Politologen und Soziologen scheuten sich bisher, überhaupt so grundsätzliche Fragen zu stellen, wie: Wer hat die Macht, wer entscheidet und worüber? Allenfalls Aspekte beispielsweise die Einflußnahme von Interessengruppen auf spezielle Entscheidungen wurden untersucht. Immer blieb jedoch der typische Mittelstandsglaube an das Demokratie-Ideal klassischen Musters — Demokratie als Gleichgewicht konkurrierender Kräfte — unangetastet.

C. Wright Mills, bis zu seinem Tod im März 1962 Professor der Soziologie an der Columbia-Universität in New York, stellt in seinem Buch (Original-Titel: „The Power Elite“, „Die Macht-Elite“) genau diese Frage: Wer hat wirklich

die Entscheidungsgewalt in den Angelegenheiten, die ganz Amerika betreffen? Anders als zu Rankes Zeiten kann eine solche Analyse nicht ohne sozialwissenschaftliche Kategorien und gesellschaftskritische Maßstäbe geleistet werden; allein schon die Absicht von Mills mußte auf den Widerstand der betroffenen — eben der herrschenden Kreise — stoßen, und dessen eingedenk verwandte er sogar das Mittel der Provokation, um durch deren Widerspruch weiterzukommen. Der Elite-Begriff Mills' ist frei von jeder ideologischen Bedeutung. „Die herrschende Elite besteht aus Männern, die sich kraft ihrer Positionen hoch über den begrenzten Horizont des Durchschnitts erheben. Ihre Stellungen geben ihnen die Möglichkeit, Entscheidungen von größter Tragweite zu treffen. Sie beherrschen die mächtigsten Hierarchien und Organisationen der modernen Gesellschaft. Sie leiten die großen Wirtschaftsunternehmen. Sie sitzen an den Schalthebeln des Staatsapparats und beanspruchen für sich aller Vorrechte, die sich daraus ergeben. Sie befehligen die Streitkräfte.“

Das Zusammenspiel der „großen Drei“ — Konzernwirtschaft, politische Führung und Militär — vollzieht sich in-

dessen nur halborganisiert, wenn auch Mills die Auswechselbarkeit der einzelnen Positionen und Personen in den drei Führungsgruppen als eindeutiges Symptom für die gleichartige Verhaltensweise und den Corpsgeist der Macht-Elite nimmt (außerdem weist Mills nach, daß die Mitglieder dieses psychologisch und sozial mehr oder weniger festgefühten Ganzen unter Ausschluß der Öffentlichkeit eine so gleichgeartete und gesicherte Erziehung genießen können, die ihnen das Selbstbewußtsein der obersten sozialen Klasse geradezu vererbt, daß sie dann wiederum als einzige prädestiniert sind, als Nachwuchs in diese Klasse aufgenommen zu werden). Doch das Machtdreieck an der Spitze verhindert, daß sich überhaupt eine gesellschaftliche Gesamtkonzeption durchsetzt, und das Dilemma des mangelnden Zusammenspiels drückt die uneingestandene Anarchie der Mächtigen unter sich nur zu deutlich aus.

„Keine Veränderung in den Machtverhältnissen der Vereinigten Staaten ist zugleich ein Angriff auf die verfassungsmäßige Struktur gewesen. Im allgemeinen kamen Veränderungen in der Machtstruktur Amerikas durch institutionelle Verlagerungen in der gesellschaftlichen Stellung der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Großorganisationen zustande.“ schreibt Mills. Und als entscheidende Entwicklung für die jüngste Zeit wertet Mills das Vordringen des Militärs in die mächtigsten Positionen der herrschenden Elite.

Seit 1939 ist das Hauptaugenmerk der Macht-Elite — und damit entschiedenerweise der gesamten USA — nicht mehr auf innere Probleme des Landes gerichtet. Der Weltkrieg und der sich unmittelbar anschließende Kalte Krieg gaben dem in den USA traditionell wenig geachteten Militär die Chance des endgültigen Aufstiegs. „Die anscheinend ewig dauernde militärische Bedrohung von außen hat dazu geführt, daß man dem Militär und der militärischen Kontrolle von Menschen, Material, Geld- und Machtmitteln höchsten Wert beimißt; jetzt werden praktisch alle politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen nach den Maßstäben einer militärischen Interpretation der Wirklichkeit beurteilt.“ Hinzu kommt ein Niedergang der Politik nach dem Krieg: Eine echte öffentliche Debatte alternativer Entscheidungsmöglichkeiten gibt es nicht mehr, nachdem Parteien und Organisationen kaum noch politisch, allenfalls personell unterscheidbar sind. In dieses Vakuum drang die rüstungsbestimmte Großwirtschaft ein und zog das Militär mit sich; entstehende politische Entscheidungen aber wurden der Öffentlichkeit nicht mehr vorgelegt, sondern als geheime, weil militärisch wichtige, direkt zwischen Generaldirektoren und Militärs ausgehandelt. Währenddessen aber gilt der Öffentlichkeit gegenüber — und von ihr übernommen — ein von Mills als „militärische Metaphysik“ bezeichnetes Denken, bei dem an die Stelle politischer Planung ein Klischee-System militärischer Kategorien getreten ist.

Die Umschaltung der amerikanischen Kriegs- auf eine Friedenswirtschaft ist nicht erfolgt. Im Gegenteil entsprach es den beteiligten Interessen, die Entwicklung der USA vom Nachkriegszustand auf die heute realisierte, permanente Kriegswirtschaft zu lenken.

Aber nicht nur die Wirtschaft ist, weil das Militär inzwischen das teuerste und mächtigste Instrument der amerikanischen Politik geworden ist, auf die Bedürfnisse des Militärs weitgehend ausgerichtet (und dieses in Wechselwirkung wiederum auf die Bedürfnisse der Wirtschaft), auch Naturwissenschaft und Technik und, in ihrem Gefolge, die Geisteswissenschaften sind fürs Militär nutzbar gemacht worden. „Die Armee stellt für die naturwissenschaftliche Forschung soviel Dollars zur Verfügung wie alle anderen amerikanischen Institutionen zusammen.“ Besonderen Einfluß nahm die Militärapparatur auf jene rund 10 000 (von insgesamt ca. 60 000) Wissenschaftlern und Ingenieure, die mit Grundlagenforschung beschäftigt sind. „Das

Da die Notstandsgesetze nun doch Wirklichkeit zu werden scheinen, versucht sich die „dds“ schon jetzt an eine freiwillige Selbst- bzw. Fremdzensur zu gewöhnen. Auf Anraten unseres Spezialisten in Sachen Landes- und Geheimnisverrat fiel der Artikel, der an dieser Stelle stehen sollte, der freiwilligen Selbstzensur zum Opfer. Außerdem möchte ein Teil der Redaktion einen Urlaub außerhalb Deutschlands (nicht in Spanien) verbringen und möchte diesen Urlaub nicht verkürzt wissen.

hat schließlich zu der gegenwärtigen Situation einer militarisierten Wissenschaft und zur Entmündigung des im Dienste der mächtigen Militärs stehenden Wissenschaftlers geführt," meint Mills.

Aber auch die Institutionen haben militärische Funktionen übernommen. Bereits 1953 nahmen fast 40% der Studenten von 372 Colleges und Universitäten an speziellen Offiziersbildungskursen teil; die betroffenen Institute widmeten rund 16% ihres gesamten Lehrplans militärischen Lehrgängen. Jeder fünfte Student gehörte einer Ausbildungseinheit für Reserveoffiziere an. Außerdem bedient sich das Militär mehr und mehr der Universitäten — neben seinen eigenen Akademien — für die Schulung von Spezialisten. Schließlich sei noch, um das Bild des militärischen Einflusses abzurunden, erwähnt, was Mills über die „Öffentlichkeitsarbeit“ dieses Apparats zusammengetragen hat: Mehr als 2200 Militärpersonen und 800 Zivilisten sind (abgesehen natürlich von den jederzeit dafür verwendbaren anderen Angehörigen der Streitkräfte, die zumindest zeitweilig eingesetzt werden können) vollbeschäftigt. In mehr als 600 Gemeinden bestehen „Beratungsausschüsse“, die militärische Angelegenheiten ins Volk tragen und auf ungünstige Reaktionen aufmerksam machen sollen. Das größte Filmmaterial an der Ostküste, 1942 der Paramount-Filmgesellschaft abgekauft, wird vom Pentagon betrieben. Eine Dokumentationsstelle sammelt und analysiert sämtliche Zeitungs- und Rundfunkmeldungen, überprüft und zensiert alles, was Militärs veröffentlichen. Kosten dieses Programms pro Jahr mindestens 10 Millionen Dollar, dazu kommen: gebühren-

freie Rundfunksendungen für mehr als 6 Millionen Dollar pro Jahr und noch viel wertvollere Fernsehsendezeit. Gar nicht mehr einzuschätzen ist der Publicity-Wert militärischer oder unter Mitwirkung der Streitkräfte gedrehter Hollywood-Filme.

„Das Werbepersonal des Militärs braucht die wenigen, auf die es ankommt," schreibt Mills, „nicht erst mit seiner militärischen Metaphysik zu überreden; sie sind schon längst von ihr überzeugt.“ Wenn der Soziologe auch sein Hauptwerk, „Die amerikanische Elite“, auf die Untersuchung dieser wenigen und der Mittel ihrer Herrschaft abgestellt hat, so versucht er doch zugleich, eine Analyse der gesamten amerikanischen Gesellschaft zu geben. Sein Resultat, daß einerseits die Demokratie klassischen Musters nur noch auf der mittleren Ebene, in Parlamenten und Bürgervereinigungen, ein kümmerliches Schattendasein führt, überholt und diskreditiert durch alles, was sich oben und unten (in der mit billigen Ersatzgebilden von Vergnügungsindustrie und Massendesinformationsmittel abgefunden breiten Masse) abspielt, und daß andererseits die Probleme der Macht nicht mit den übereinkommenden Methoden der amerikanischen Massendemokratie lösbar sind, — dies Resultat, die angewandte Methode und das reiche Material machen sein Buch zum interessantesten, das nach dem Krieg über die USA geschrieben wurde und nach Deutschland kam.

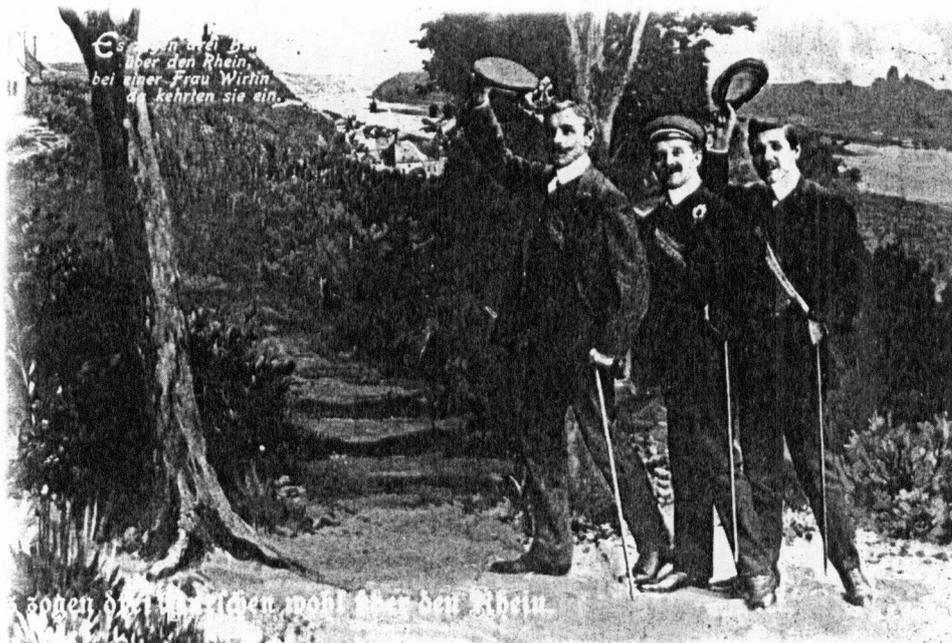
Mill's Stil, kalkuliert alltäglich gehalten, fand eine hervorragende Übersetzung. Heimo Claasen

Vergangenheit und Zukunft unserer T. H.

Einer unserer Mitarbeiter entdeckte beim Aufräumen unseres Archivs unvermutet ein vermauer-tes Wandgefach, in das von früheren Generationen von Studenten-Redakteuren — offensichtlich in Zeiten großer Spannungen mit Rektor und Senat — wertvolles Bildmaterial aus der Geschichte der THD, aus ihrem Wachsen und Werden, eingeschlossen war.

Wir ergänzten den Fund durch Beiträge aus neuester Zeit und glauben so, einen repräsentativen bildhaften Querschnitt durch das geistige und weltliche Leben an der THD bis in die Gegenwart, ja sogar bis in die nächste Zukunft hinein geben zu können.

roga



1900

Gefelliges Studentenleben

1913

Die erste Studentin der THD Fräulein Elsbeth Mückelmann beim Mechaniklernen im Herrngarten



2419/3



1962

vorher

Bauin
meister
Voreg
denn
mühl
in Da

1956

Mitbringsel eines heimkehrenden orientalischen Studenten nach bestandenen Vorexamen

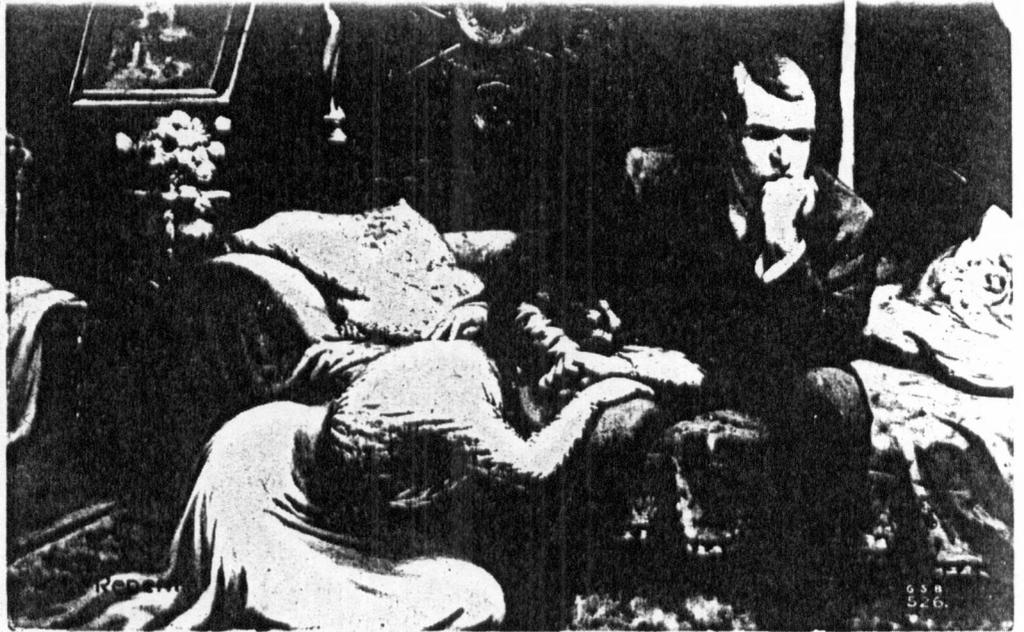


1965

Mensa nach ihrer Fertigstellung

nachher

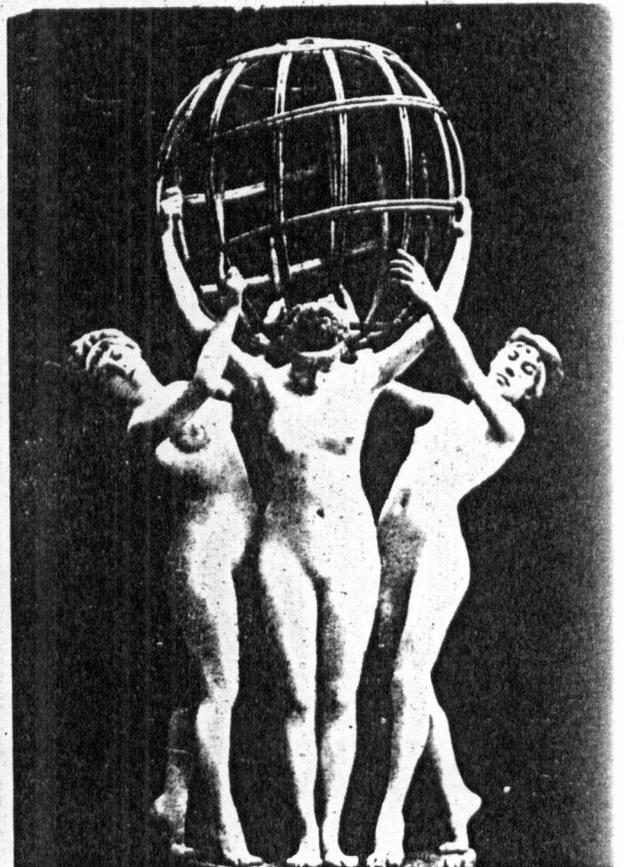
17. Ses
ohne
„War
c. Zur
itz mehr
?“



1962, 1963, 1964

Nils-Bohr-Denkmal vom Sen
nat geplant. Welche gutauss
sehenden Damen würden sich
zur Verfügung stellen?

Anruf: 2120



1990



Untenstehend: Herr Dipl. Phys. H. H. Lamotte, der seit 1960 am Lehrstuhl für Experimentalphysik in Darmstadt promovieren will

1977

Über die Bedeutung dieses Bildes herrscht noch Zweifel.

Ein Hochschulchronist: Alptraum eines Flugtriebwerflers (etwa 1961) Dagegen glaubt ein höheres Semester Maschinenbau sich an eine Doppelrumpfkonstruktion der UKW-Flieg aus den Dreißigerjahren erinnern zu können



1963

Geselliges Studentenleben: der Fortschritt ist nicht aufzuhalten



Es zogen drei Märschen wohl über die Arbeit.

„Frau Wirtin hat sie auf Bier und Wein? Wo hat sie ihr schönes Jächterlein?“

MENSAisches

Es war um die Mittagsstunde des 15. Januar, als sich auf der Bühne der Otto-Berndt-Halle eine Gruppe von Mensaköstlingen versammelte, um gemeinsam und in gemütlich-fröhlicher Runde die dienstägliche Erbsensuppe zu verzehren.

Zwar wollte es mit der Gemeinsamkeit noch nicht so recht gehen, es erschien zunächst nur ein Teil des geselligen Häufleins, doch ließ dessen zwangloses Auftreten keinen Zweifel daran, daß Größeres zu erwarten sei:

Tische wurden zusammengeschoben und — das versteht sich von selbst — die zugehörigen Plätze belegt. Und während der Saal sich füllte und die Schlangen der Wartenden wuchsen, flogen fröhliche Worte über die provisorische Tafel. Unverständlich, wie herzlose Zeitgenossen es überhaupt wagen konnten, sich jenem erlesenen Kreise zu nähern. Dennoch geschah es im Laufe der Zeit hin und wieder, doch stets brachte die Dreisten ein donnerndes „Reserviert“ zur Raison. Die Zeit verging, in den Gängen herrschte Gedränge. Männlein und Weiblein liefen einher, spähten über die vollbesetzten Tische, voller Unrast, getrieben vom Wunsche, ein freies Plätzchen sich zu ergattern. Auf der Bühne verharrten sie bisweilen — in der einen Hand artistisch das volle Tablett balancierend, mit der anderen krampfhaft die schwere Tasche umklammernd — und betrachteten sinnend und, wie mir schien, voller Bewunderung die leeren Plätze, kunstvoll zum zu erwartenden Dinner arrangiert. Hier — so möchten sie denken — haben sich Menschen zusammengefunden, die es

verstehen, abseits von der Hetze des Alltags, in Ruhe am köstlichen Mahl sich zu laben. Unsichtbar aber, drohend und erklärend zugleich hing über den Stühlen das Zauberwort „Reserviert“.

Mutlos und mit hängenden Köpfen zogen sie dann von dannen, das eigene Schicksal beklagend.

Doch da! Voller Entsetzen denk ich zurück an die Stunde! Ist's möglich denn? O diese Niedertracht! ER wagt es, löst sich mit sicherem Schritt aus der gaffenden Menge, setzt sich — mir sträubt sich die Feder — ungerufen auf den privilegierten Platz und beginnt — o der Böse — mit unschuldsvoll freundlichem „Mahlzeit“(!) sein Mahl.

Das Klirren der Löffel verstummte, Schweigen hatte sich über die Tafel, ja über die ganze Bühne gesenkt, ein Wort nur zerriß jetzt die Stille: „Reserviert“!

Freundlich nahm ER es zur Kenntnis, der Bösewicht, auch alle Bitten, Vorhaltungen, Aufforderungen, die finsternen Drohungen gar, die nun folgten. Nur die Tatsache, daß man ja leider Akademiker sei, hinderte, so konnte ich hören, einen der Herren am schlagen. Mit Wohlgefallen vernahm ich diese Rede! Ja, wir sind Akademiker, wir wissen, was sich gehört, dachte ich glücklich, während ich fortfuhr meine Schüssel zu leeren und vergaß den Groll und die Empörung in meinem Herzen.

Da erhoben sich die Herren — die Klügeren gaben nach — und verließen die Stätte des Zwistes. Nach oben wollten sie gehen, auf der Galerie noch ein wenig der Ruhe pflegen — ungestört! Schon beschlichen mich Zweifel, denn auch da drängte die Menge, doch freudige Genugtuung erfüllte mein Herz, als ich die Stimme vernahm: „Dort drüben, der Tisch am Fenster — ist für uns reserviert!“

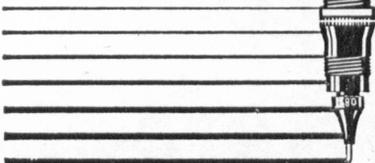
REBUZ



rotring



AUSWECHSELBARES SYSTEM



LEICHTER
SCHNELLER
RATIONELLER

VARIANT

ZUM ZEICHNEN
IN 7 LINIENDICKEN
VON 0,2 BIS 1,2 mm DIN 15

DAZU
rotring ZEICHENTUSCHE

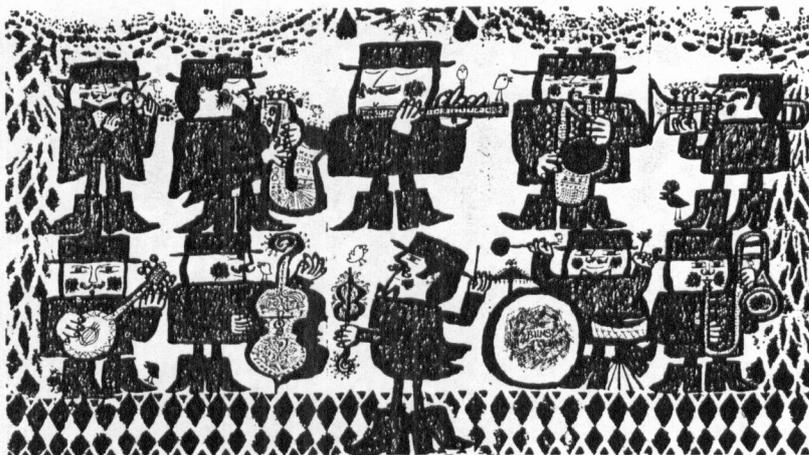
WEITERE
rotring ZEICHENGERÄTE:

VARIOSCRIPT
RAPIDOGRAPH
ZIRKEL

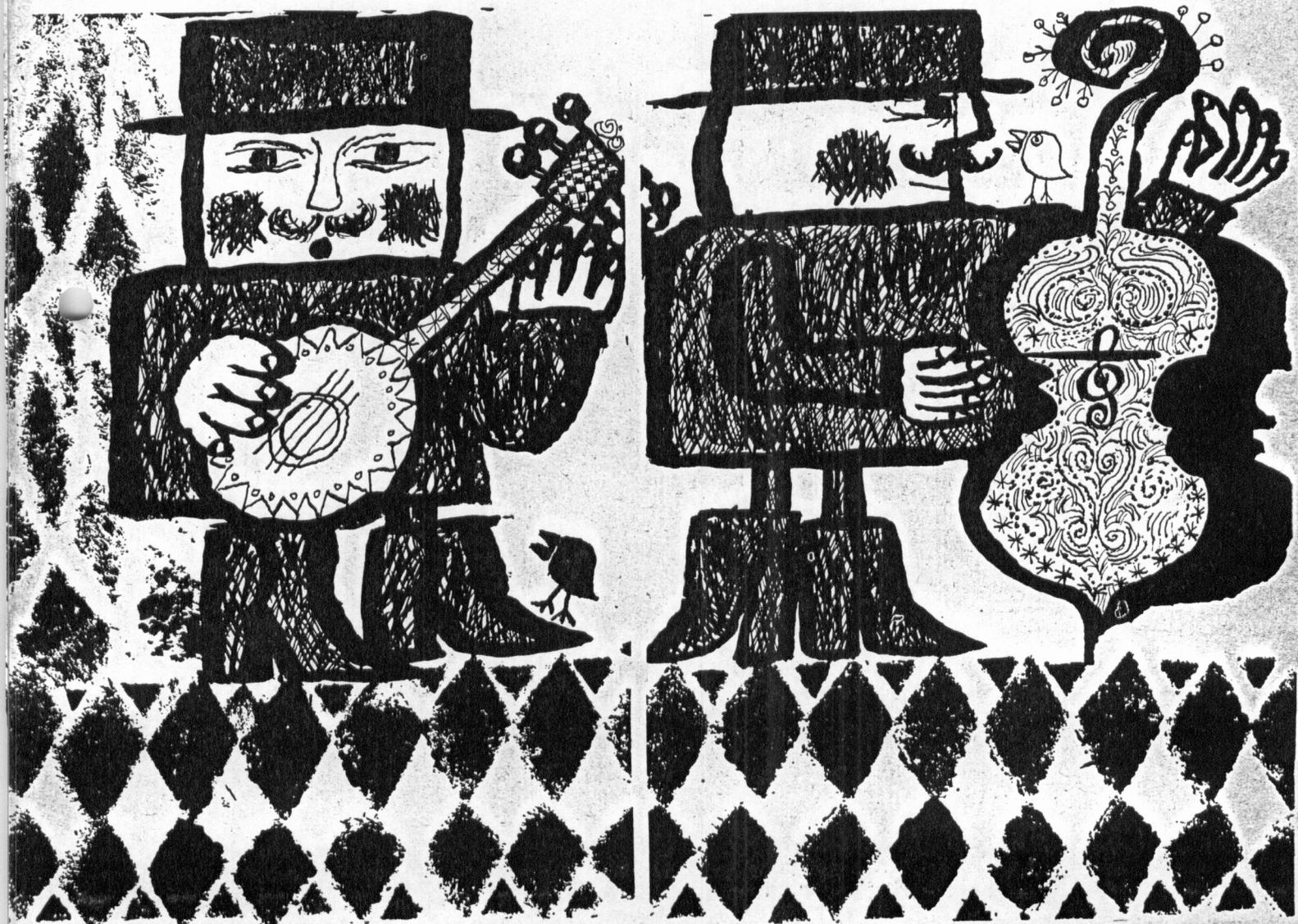
RIEPE-WERK · HAMBURG-ALTONA
VERKAUF DURCH DEN FACHHANDEL

Bitte fordern Sie unseren Prospekt 704-88

Heiße Töne



Kalte Füße

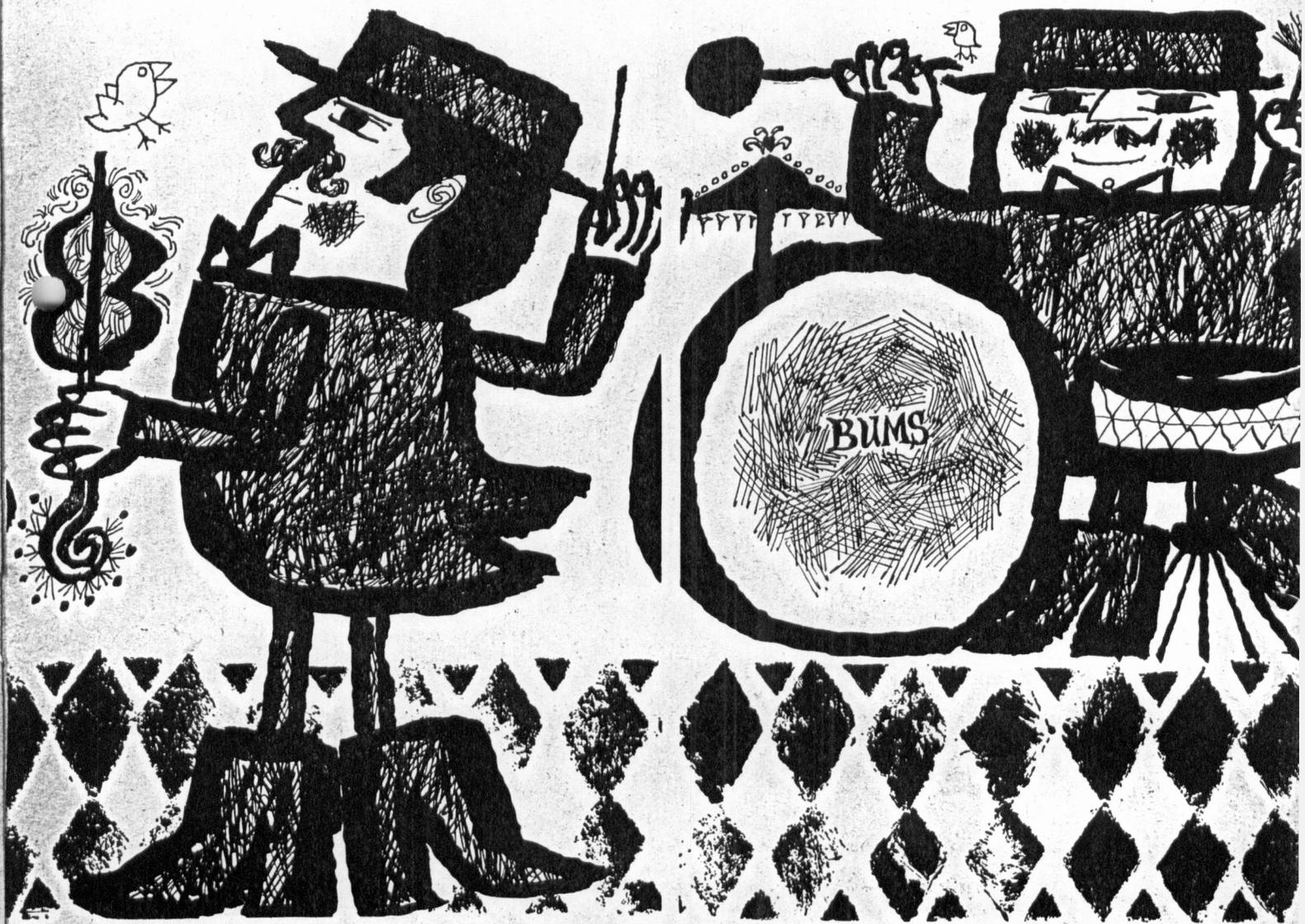


Opticus hatte einen Anfall von Vergnügungssucht. Er beschloß also, sich dem nervenzerfetzenden Nachtleben dieser Gaststadt hinzugeben. Ein wahnwitzes Unterfangen fürwahr, wie jeder bestätigen wird — und wer kann das nicht — der einmal nach beendeter Kinoabendvorstellung erlebt hat, wie sich innerhalb von Minuten alles Leben aus den Straßen zurückzieht. Dennoch, immer wieder sickern Gerüchte über geheimnisumwobene Stätten nächtlicher Ausschweifungen durch. Opticus beschloß, diesen Gerüchten nachzugehen. Seine Erlebnisse seien hier aufgezeichnet:

Das erste Ziel, das er sich gesteckt hatte, war der JAMPOT 60. In der Nähe der TH hat sich dieses Unternehmen in einem tonnenförmigen Keller etabliert. Nach Überwindung einer schlichten Garderobe, einer Kasse, einer halbrecherischen Treppe und eines etwas staubigen Vorhangs hielt Opticus also seinen Einzug in einer der Arenen hiesiger Jazzbemühungen. Das Interior dieses Etablissements erscheint unterdurchschnittlich. Wie gehabt, ein alter Luftschutzraum, den man mit möglichst geringen Kosten in ein „stimmungsvolles“ Domizil für Jazzler, solche, die es gern sein möchten, und auch andere umwandelte. Primitive Tische, grausam unbequeme Stühle, eine lange Theke, o.k., manchen gefällt, ebenso das neckische Bild tanzender Nymphchen und die Fußspuren an der Decke. Indessen, Opticus meint, daß man bei 2 DM Eintrittsgeld verlangen kann, daß die Stühle zuweilen abgestaubt werden! Als er nämlich zufällig an den Rand des Sitzes seines Stuhles faßte, benötigte er geraume Zeit und ein Taschentuch, um seine Finger wieder halbwegs in den Zustand der Sauber-

keit zurückzusetzen. Eigenartig auch die Rußfäden, die beständig über den Petroleumlampen tanzten. Elektrisches Licht ist zwar weniger stimmungsvoll, dafür aber geruchlos und sauber. Jedoch, die Glühbirnen über den Tischen sind durch gigantische Schirme von anno dazumal jedes ernstzunehmenden Scheines beraubt. Der Einfall ist nicht neu, dennoch recht hübsch. Manchmal glaubt man sogar Anwendungen gelungener Parodie zu erblicken (beispielsweise die herrlich blöde Wanduhr), leider werden solche erbaulichen Aspekte dann wieder durch irgendeinen genialen Fehlgriff (beispielsweise die gräßlichen Lampen hinter der Theke) aufgehoben. Und, das ist der hauptsächlichste Fehler, die Atmosphäre bleibt kalt und unfreundlich, fast abstoßend. Opticus hat schon in Jazzkellern auf Cola-Kisten gesessen und sich pudelwohl gefühlt, hier fröstelte er beständig: erstens fühlte er sich eben nicht ganz heimisch und zweitens herrschten nahezu arktische Temperaturen. Die beiden aufgestellten Petroleumöfen verbreiteten mehr Gestank als Wärme. So blieb den Anwesenden — überwiegend männlich — keine andere Möglichkeit, als entweder Alkoholika mehr oder weniger konzentriert zu inhalieren (Bier, kleine Flaschen, 1 DM; Puschkin, sparsame Ration, 1 DM; Whisky 2 DM), oder mittels der spärlich anwesenden Weiblichkeit tänzerisch bewegt für innere Erhitzung zu sorgen. Die Stimmung schlug wahrhaft keine Wellen.

Interessant erschien dem Berichtersteller indessen die Tatsache, daß die redlichen Bemühungen einer Band (ein Mitlauschender: „... auf welcher Platte hab' ich das schon gehört...“) reichlich schlecht honoriert wurden, blieb sie



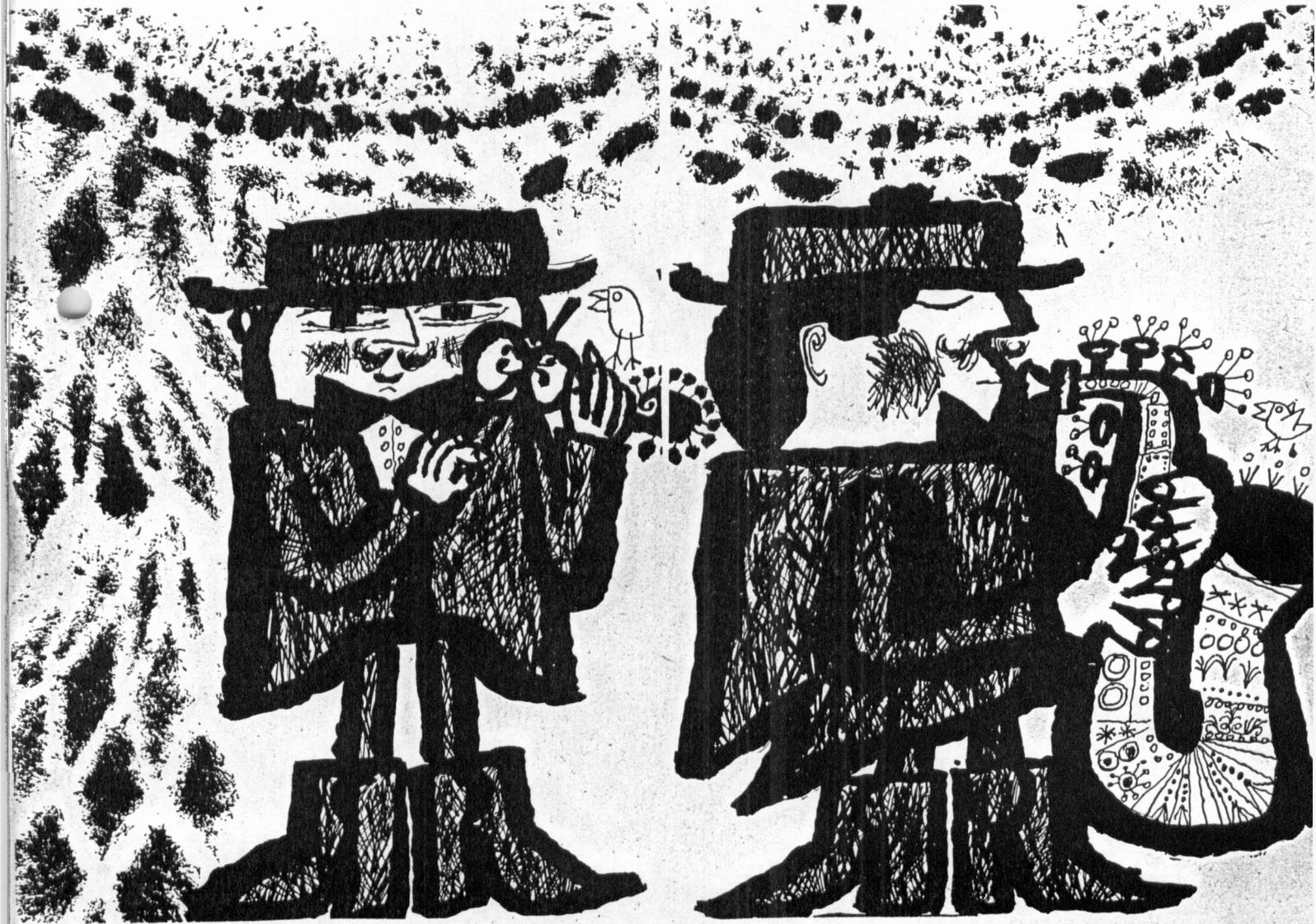
doch weitestgehend unbeachtet. Nur wenige Interessierte hatten sich ihr zur Ehre in zwei engen Stuhlreihen versammelt, dem großen Rest war sie eine im Eintrittspreis inbegriffene Geräuschkulisse, dem Radio vergleichbar. Überhaupt: wenige Jazzer — so schien es — standen einer großen Zahl solcher gegenüber, die einfach aus Langeweile und mangels besserer Gelegenheiten sich hier versammelten. (Ein Nebensitzender: „Na ja, im Kino war ich schon, wo kann man um diese Zeit sonst schon noch hingehen?“ — es war 22.35 Uhr!). So blieb denn als überwiegender Eindruck eine ungastliche, rauchgeschwängerte Atmosphäre, die die spärlichen Möglichkeiten angemessener Unterhaltung kaum verschleiert, dazu eine gewisse Holzhammerähnlichkeit: soviel wird geboten, ein paar Plakate und Plattenhüllen an die Wand genagelt, eine fleißige, laute Geräuschkulisse, man kann tanzen, eng zwar, aber immerhin: zahle den Eintritt, kauf mindestens ein Bier, alles andere ist deine Sorge. Wem der Dreck nicht gefällt, wem die Atmosphäre, die unbequemen Stühle, der Qualm, die Mitbesucher nicht passen, bitte, wems nicht gefällt, der braucht ja nicht zu kommen. Und der Laden läuft recht gut! Aus der Konkurrenzlosigkeit, fast könnte man sie als Monopolstellung bezeichnen, resultiert eine gewisse Sorglosigkeit: wozu Aufwand treiben, wohin sollen die schon abwandern, die jetzt sowieso kommen. Nicht mehr, nicht weniger. Drittklassiges Amusement zu erstklassigen Preisen! Filzlatschen für kalte Füße müssen mitgebracht werden. Chinintabletten sind zumindestens bei äußeren Untertemperaturen angebracht. Wer Old-Time-Jazz liebt und sich

daran zu erfreuen vermag, wenn auch meist zweitklassige Leute ihr Bestes geben, kann Glück haben. Opticus hatte Glück: der Hornist des Abends war gut, auch hier allerdings Kontraste, der Schlagzeuger wirkte himmlisch verschlafen und temperamentlos.

Opticus kramte alte pfadfinderische Kenntnisse aus seinem Gedächtnis, um den „HANO“ zu finden. Die erste Überraschung war: der „HANO“, von dem der Suchende immer nur als solchem hatte reden hören, hieß nicht „Hano“, sondern „SKITTLEGROUND JAZZCLUB“. Das ist ein ebenso wohlklingender wie nichtssagender Name. Die zweite Überraschung unangenehm: anstelle einer Karte erhielt der Eintretende einen Stempel auf seine Handfläche. Das erregte stillen Ärger: der Stempel schmierte und außerdem kann man damit beim besten Willen keine Sammlung von Eintrittskarten bereichern.

Das Heizungsproblem scheint auch an dieser Stelle unzureichend gelöst zu sein. Nur ein außerordentlich abgehärteter Besucher kann Temperaturen aushalten, wie sie an jenem Abend im „Hano“ (das ist kürzer) anzutreffen waren. Man trennt sich nur schwer vom unbequemen, dafür aber herrlich warmen Mantel. Ein mit brennendem Spiritus gefüllter Eimer war der einzige Heizspender, der zu finden war. Andere Wärmequellen sind zwar möglich, aber recht unwahrscheinlich.

Im „Skittleground“ macht man auf „intim“, mit zwei Ausnahmen! Zunächst: die Dekoration ist ausgesprochen billig. Das kann in jeder Hinsicht verstanden werden, bezüglich der vermutlichen Herstellungskosten ebenso wie auf die Wirkung, die sie auf den ahnungslosen Ankömmling aus-



übt. Der Vorraum gibt sich ausnehmend düster. Das hatte den Nachteil, daß man über die Füße eines in der Ecke pennenden Jünglings stolpen konnte. Dieser beschwerte sich darob lautstark und drohte mit Hangreiflichkeiten. Verständlich, wer läßt sich schon gern aus tiefer Ruhe aufstören. Ein toller Anfang!

Der zweite Raum, nicht viel höher als eine bessere Hundehütte oder Neubauwohnung, war zwar etwas stärker beleuchtet, dafür aber auch weitaus häßlicher anzuschauen. Einige offensichtlich aus statischen Gründen vorhandene Pfeiler waren durch eingezogene Mauern zur Bildung von Nischen herangezogen worden. Diese, zusammen mit der „gedämpften“ Beleuchtung, sollen wohl die Illusion eines Barbetriebes vermitteln: Surrogat eines nächtlichen Scheinlebens, Surrogat eines Surrogates also. Die versammelten Minderjährigen genossen diese Illusion in vollen Zügen; das bedeutet, sie führten sich so auf, wie sie sich umgebungsgemäß glaubten benehmen zu müssen: lässig, lässig bitte! Vergnügen scheint eine ziemlich ernste Sache zu sein, dieses Eindrucks konnte man sich jedenfalls nicht erwehren. Lachen war entweder verboten oder verpönt. Der Duft der großen, weiten Welt indessen bis in die letzten Primitivkeller und Mundwinkel vorgedrungen. Ja, und das war die erste Ausnahme: der „Skittleground“ ist zwar auf intim dekoriert, die Besucher ignorieren das aber, und das ist auch brav so, nur braucht man ja nicht gleich ins andere Extrem zu verfallen und sich zu zeigen wie ein Pessimistenklub kurz vor dem erwarteten Weltuntergang. Ernste Gespräche nach der Masche „... lieben Sie Brahm ...“ waren bevorzugt.

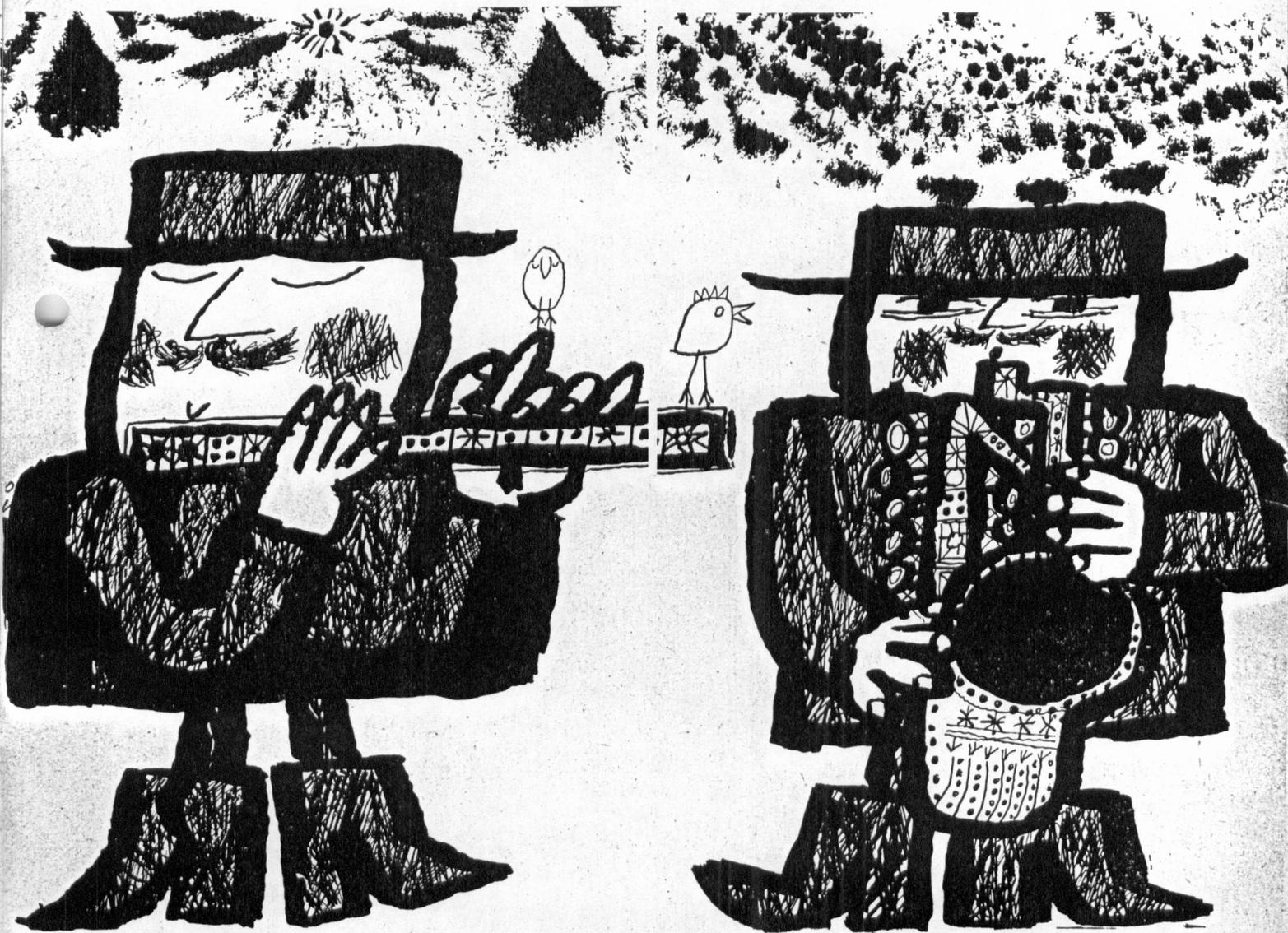
Eine Blondine, die Haare zu einem kunstvollen Bienenkorb vereinigt, gab zwei Herumstehenden durch den gezeigten Gesichtsausdruck Anlaß, Bemerkungen über den möglichen Intelligenzquotienten auszutauschen. Opticus, der in ihnen Kommilitonen erkannte, wechselte rasch seinen Parkplatz. Seit jenem Zeitpunkt, an dem er wissensdurstig eine Puppe seiner Kusine auf das Innenleben untersuchte, ist er gewarnt. Nie wieder versuchte er, über das Interior der Köpfe von Puppen (gleich welcher Art) irgendwelche Betrachtungen anzustellen.

Als zwei Wesen, die vielleicht einmal Damen werden wollen, zu twisten anhuben, wunderte sich Opticus nicht mehr sonderlich. Blicke noch die „Musik“ zu erwähnen. Sie, d. h. die Stärke, in der sie über zahlreiche Lautsprecher verbreitet wurde, war ein nahezu unüberwindlicher Hinderungsgrund für ein Gespräch in normaler Sprachausführung. Nicht sprechen, Leute, brüllen! Das ist dann auch die zweite Ausnahme. Selbst sanfte Liedchen, die ein erstaunlicher Knabe seinem elektronischen Eigenbau entlockt, werden so zu Donnerhall. Schon das wäre ein Hinderungsgrund für Gemütlichkeit; von Intimität, die man nach außen hin doch so anstrebt, gar nicht zu reden.

Am frohesten war noch das Ende des Abends, gab doch der Lautsprecher bekannt, daß wegen zu geringer Außentemperaturen die Räumlichkeiten in nächster Zeit geschlossen sein würden. Opticus hofft auf ein Andauern der Kältewelle!

Opticus

Für die Serie „Ali Schindeköttes Bum-Band“ danken wir dem Verlag zur Megede, Darmstadt.



Der dds-Test

dds testet Darmstädter Mädchen

Unter der Leitung bedeutender Wissenschaftler wurde in den letzten Monaten für „die darmstädter studentenzeitung“ eine Untersuchung über die Darmstädter Mädchen (bzw. junge Damen) erstellt. Das Ergebnis soll an dieser Stelle allen, die sich für den beschriebenen Themenkreis ernsthaft interessieren, zugänglich gemacht werden. Für die Untersuchung konnte die „dds“ die folgenden Herren gewinnen, denen ein besondere Dank gebührt:

Prof. Dr. phil. S. Wachter	(Interviews)
Prof. Dr. med. G. Roßkopf	(medizinischer Bereich)
Dipl. Ing. Dr. P. Ruefer	(technische Prüfung)
Dipl. Ing. Architekt A. Schmalfuß	(Protokoll)

Anzahl der Testpersonen: 283
davon eindeutig weiblich: 274

2. Soziale Struktur

Gruppe I: Verkäuferinnen und ähnliches (nicht ausschließlich Kaufhof)	114
Gruppe II: Studentinnen	63
Gruppe III: Säuglings- und Kindergärtnerinnen	106

3. Technische Daten

3.1 Größe über alles (cm)	unter 145	14
	145 bis 160	68
	160 bis 180	171
	180 bis 190	28
	über 190	2
		<hr/> 283

3.2 Alter (Jahre)	unter 16	65
	16 bis 24	148
	24 bis 33	61
	über 33	9
		<hr/> 283

3.3 Geburtenkoeffizient (durchschnittliche Anzahl der Kinder pro Testperson): ¹⁾	0,272
--	-------

¹⁾ Wie unser medizinischer Sachverständiger feststellte, muß der niedrige Geburtenkoeffizient nicht unbedingt auf einem sexuellen Sopor (siehe Keyzers Fremdwörter-Lexikon, S. 398) beruhen.

4. Medizinische Daten

4.1 Schon vor dem Test waren fehlerhaft:	79,5%	(226)
ohne Blinddarm:	8,1%	(23)
ohne Mandeln:	18,6%	(52)
zu großes Herz:	21,3%	(69)
sonstige Fehler:	74,5%	(212)
(die Summen ergeben nicht 100%)		

4.2

Einige der getesteten Modelle waren bereits mit Saxomat („Ihr linker Fuß hat Ruh“, „Kein Kuppeln, kein Schalten“) ausgerüstet:

Gruppe I :	43,2%
Gruppe II :	25,5%
Gruppe III :	32,3%

5. Charakteristik

Gruppe I :	besonders abriebfest; in den meisten Fällen schon mit automatischer Schmierung.
Gruppe II :	solide gediegene Ausführung; in den Wintermonaten ohne Shoc nicht zu gebrauchen.
Gruppe III :	schwankt zwischen sportlicher Ausführung und schmucklosen Modellen; oft schlechte Anordnung des Armaturenbretts.

Die kritische Frequenz lag durchweg oberhalb der Gebrauchsfrequenzen.

6. Gesamturteil

	Gruppe I	II	III
Es wurden keine wesentlichen Mängel festgestellt. Gut gestaltet.			
Sehr empfehlenswert:	63%	12%	25%
Mängel bei der Bedienung. Mit Einschränkungen empfehlenswert:	12%	25%	63%
Insgesamt auf Grund der Mängel und der Schwierigkeiten bei der Bedienung unbefriedigend.			
Nicht empfehlenswert:	25%	63%	-12%
	²⁾ 100%	100%	100%

Wie die Redaktion der dds nach Drucklegung der obigen Untersuchung feststellen konnte, sind zwei Manuskripte verwechselt worden: ab Punkt 4.2 handelt es sich um einen Autotest, der für eine der nächsten Nummer vorgesehen war. Wir bitten unsere Leser, dieses Versehen zu entschuldigen.

²⁾ Man beachte, daß die Quersummen 100% ergeben!

Ampeln Sie auch?

Jeder mit einigermaßen gutbürgerlicher Kinderstube weiß, was eine Ampel ist; ich habe das ungefähr so in Erinnerung: „Dieser Junge, der letzte Nagel zu meinem Sarg! Wirst du denn nie begreifen, daß Tante Irma mit ihren Geranien keinen Spaß versteht!“

Aber es rächt sich immer, wenn man über den guten Bürgern die Polizei außer acht läßt.

Ampeln, ich ampele, du ampelst, heißt nämlich laut Duden: „unruhig nach etwas streben“. Da kommen wir auf den philologischen Grund der imaginären Hängevase. Die Polizei strebt nämlich unruhig nach Strafmandaten.

Um sich nach denselben nicht mühselig abhampeln zu müssen, hat sie die Ampel erfunden; pardon, erfunden hat sie irgendein freundlicher Blumenfreund, aber die Polizei hat sie gefunden, nämlich an der Einmündung oder besser sagt man Um- oder Verbiegung der Landgraf-Georg-Straße in den Schloßgraben.

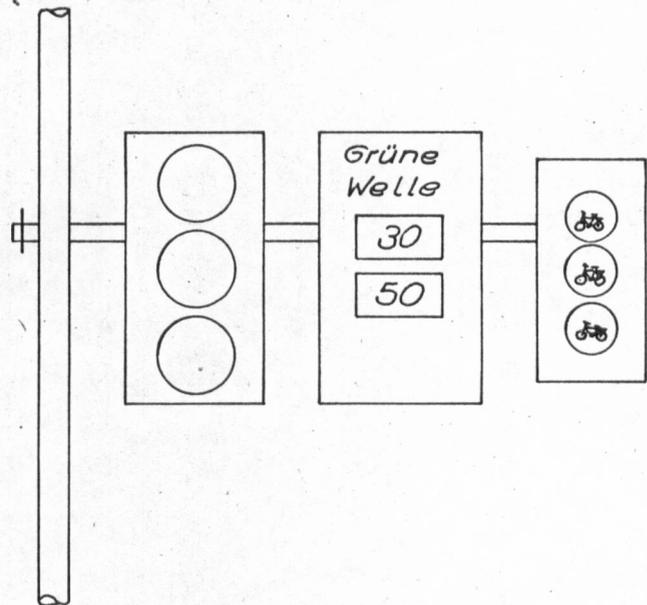
Daß in Darmstadt an den unerwartesten Stellen solche Ampeln gleichsam über Nacht aus dem Boden sprießen, daran hat man sich gewöhnt, wie an das schlechte Wetter oder das unberechenbare Verhalten der Autofahrer. Aus dem Boden sprießen ist natürlich total sinnlos, denn die Dinger sollen ja hängen, am besten von oben, aber Verkehrsfragen muß man sowieso mit Intuition behandeln. Der Volksmund nennt die Ampeln übrigens Lichter, wodurch auch wieder klar wird, warum manche die ganze Nacht über brennen; denn Lichter sollen ja leuchten, natürlich in der Nacht, am Tage hat es keinen Sinn. In der Nacht noch weniger. Aber es erzieht zu staaterhaltendem Denken. Man macht auf menschenleerem Platz seine staatsbürgerliche Pflichtpause, derweilen kann man denken. Am besten nicht an den Polizeipräsidenten.

Also am Ende der Landgraf-Georg-Straße sieht so eine Hängevase der Motorisierung. Gegenüber in der anderen Fahrtrichtung steht übrigens auch eine, genau genommen mehrere, aber darunter eine, von der sogar der Polizeipräsident bei „der Besichtigung anlässlich der Inbetriebnahme“ festgestellt haben soll, daß sie überflüssig ist. Unter uns, sie ist es wirklich. Nicht aus der unmaßgeblichen Perspektive des nach Grün ampelnden Verkehrsteilnehmers, sondern sogar streng wissenschaftlich nach den Gesetzen von Simultan- und Synchronsystem. Das Gute an dieser Ampel ist, daß sie niemanden stört, denn wenn die andern alle grün werden, wird sie auch schnell grün und

niemand merkt, wie geschickt man es verstanden hat, den Steuerzahler zu bemogeln. Als leuchtendes Wahrzeichen der Transzendenz in den Maßnahmen unserer Oberen habe ich diese Ampel in mein Herz geschlossen.

Was niemand stört, daran soll man nicht rühren. Also wenden wir uns wieder der gegenüberliegenden Ampel zu, an der der Polizeipräsident nichts gefunden hat. Dafür haben sie aber seine grünen Mitarbeiter gefunden, prima nämlich. Hier können sie es den pflichtvergessenen suspekten Elementen unter den Zivilisten mal richtig zeigen: „Ha, der letzte Strumpf! Wo wollen Sie denn hin?! Natürlich, immer die Radfahrer!“ Also man muß diese neuartige Variante der polizeilichen Lichtreklame in unserer schönen Stadt beschreiben. Zuerst dachte ich: Weihnachten — Lichterglanz und so — das vergeht wie der Schnee vom letzten Jahr. Aber es ist geblieben, dazu das Defizit in meinem Portemonnaie für den Strafzettel.

Übrigens, wenn Sie keine Zeit mehr haben, oder Ihr Essen wird inzwischen kalt, die Sache sieht so aus:



Um es ganz deutlich zu sagen: dieses Ding hat mich ganz tief in die Magengrube meines reeducation-Bewußtseins

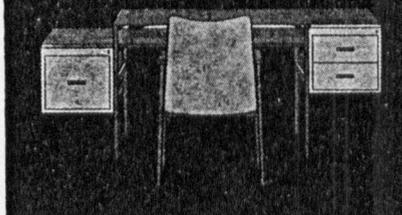
MAUSER Stahlmöbel

Bitte verlangen Sie Sonderprospekte

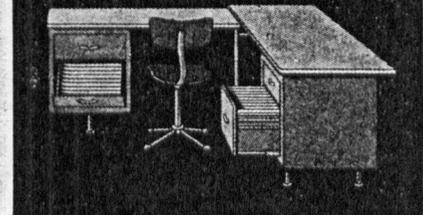


MAUSER-WERKE GMBH
WALDECK-OST über BAD WILDUNGEN 1

Schreibtisch Serie AM 1000
Modell L 1002 und Sessel KS 44



Winkel-Arbeitsplatz Serie Junior
Modell J 77274 und Drehstuhl D St 11



getroffen. Denn ich bin, was Sie schon lange ahnen, schüchtern sei's gestanden, Radfahrer. Ganz fest und unerschütterlich habe ich bis jetzt an nichts geglaubt, außer an die Fundamentalbeteuerung unserer . . . krate: „Vor dem Gesetz sind alle Bürger gleich!“

Erst mußte ich den Spiegel abbestellen, um nicht irre zu werden (im Sinn von irre an), und jetzt kommt diese Ampel. Die Sache ist nämlich erstens die, daß die kleinen Rädchen auf dem Leuchtschirm rot sind, wenn die großen schönen Kreise grün sind, und anschließend für ganze gestoppte 10 sec. grün werden und zweitens, daß obwohl Fahrräder und Autofahrer die gleiche Fahrtrichtung haben, sich nicht kreuzen oder sonst irgendwie mehr als nötig behindern oder belästigen müssen, denn sie befinden sich beide auf einer Einbahnstraße und drittens, den autoritätsgläubigen Blick auf den schönen freundlichen grünen Fleck gebannt, wer sieht die kleinen roten Miniaturkreischen. Höchstens tippt der fernsehgeübte Betrachter auf Bild- und der medizinisch geschulte Laie auf Reflexstörungen.

»Reisebüro Darmstadt«

SULZMANN UND MÜLLER
INHABER GEORG MÜLLER

Luisenplatz 1 - Fernruf: 70321 und 77282

Bahn - Flug - Schiff

Aber hast Du gedacht, Freundchen, was du nicht siehst, sieht das Augen des Gesetzes, es wachet nimmermüde. Es sieht die roten Kreise sogar von hinten, denn um so einen kriminellen Radfahrer nach begangenen Delikt zu erwischen, muß der Gesetzeswächter ja hinter der Säule stehen. Er kombiniert, an sich nicht schlecht für einen Polizisten: fahren die Wagen — fährt der Radler — irgendwas ist faul — also: „Sie, kommen Sie mal her!“

Es kommt, was kommen muß, die fünf Eier sind futsch. Aber inzwischen war Weihnachten und da hat sich der Radler ein köstliches Geschenk gemacht; er hat den „Entenprozeß“ gelesen, und in ihm ist der Kohlhaas erwacht. Denn die Lichter sind gesetzeswidrig, so wahr ich nicht Müller-Marein heiße. Laut § 8 StVO . . . aber das werden

wir im Ampelprozeß sehen, davon wird man noch hören in Darmstadt an der Darne. Vorderhand übe ich schon die kunstvoll-schwungvolle italienische Art, mit rauchenden Pneus millimetergenau ein gegebenes Ziel anzusteuern, für den Fall, daß es vor mir wieder heißt: „Sie da, kommen Sie mal her!“

Diesmal werde ich keine Büßermiene aufsetzen, sondern kühn und forsch werde ich sagen: „Ha, der letzte Strumpf, ich zahle nicht! Zeigen Sie mich an!“ Und danach ein kurzer hinreißender Spurt à la Anquantil. Den übe ich nämlich auch schon.

Jord Clemen

Elektronisches

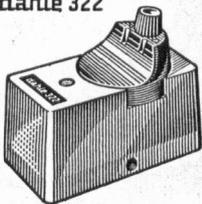
Studenten der Elektrotechnischen Fakultät werden Anfang April eine ziemlich böse Überraschung erleben: Der Dekan der Fakultät für Elektrotechnik, Professor Buchholz, 'kündigte' zwei Arbeitssäle der Studenten sowie den Raum der Fachschaft. Selbst wenn die Begründung, im starkstromtechnischen Institut müßten zwei neue Lehrstühle untergebracht werden, auch einigermaßen plausibel erscheint, so fragt sich der kleine mausgraue Student doch, ob man bei der Planung und dem Bau des verhältnismäßig neuen Gebäudes das nicht schon absehen konnte. Oder sollte eine vor einiger Zeit in dieser Zeitung ausgesprochene Vermutung, zur Hochschule gehörten zwar Professoren, Assistenten und Studenten, die letzteren seien aber inzwischen von der Theorie fallen gelassen worden, sich allmählich auch in der Praxis durchgesetzt haben. Zumindesten vermißten die Vertreter der Fachschaft Elektrotechnik den leisesten Hinweis, wann der mißliche Zustand sich denn ändern würde.

Wer vermietet sein **ZIMMER** für die Zeit vom
1 bis 31. März an eine Studentin?

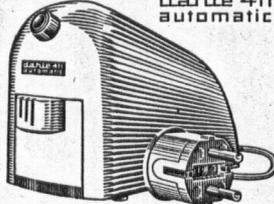
Angebote an F. Matthias, Studentendorf Zi. 422

VON DER BESSEREN BIS ZUR BESTEN METHODE

dahle 322



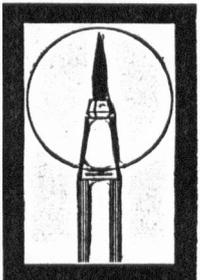
dahle 411
automatic



Zeichenminen zu spitzen, sollten Sie sich persönlich überzeugen. Vier außerordentlich leistungsfähige Minenspitzgeräte von höchstem Gebrauchswert stehen beim Fachhandel zur Auswahl. Unterbreiten Sie diesem Ihre Wünsche. Er wird Sie gern unverbindlich beraten.

dahle
MINENSPITZER

MITARBEITER DIE NICHT ENTÄUSCHEN





Jörg Locher



Helmut Schramm



Gunther Franke

Der neue AStA-Vorstand

Wie schon in unserer letzten Nummer erwähnt, wählte das Parlament der Amtsperiode 62/63 auf seiner ersten Sitzung am 19. Juli 62 den neuen AStA-Vorstand für das Jahr 1963. Neuer Vorsitzender wurde Helmut Schramm, Maschinenbau, 7. Sem., der im vergangenen Jahr bereits stellvertretender Vorsitzender war. Neue stellvertretende Vorsitzende wurden Jörg Locher, Architektur, 3. Sem. und Gunther Franke, M./Ph., 5. Sem. Im Folgenden werden die wichtigsten Gebiete erwähnt, um die sich der AStA-Vorstand in diesem Jahr besonders intensiv kümmern will.

In erster Linie beschäftigt sich der neue Vorstand mit den Plänen zum Bau eines eigenen Studentenhauses. Nach Marburger und Karlsruher Vorbild möchte der Asta auch hier in Darmstadt ein eigenes Haus für die Studentenschaft errichten lassen. In diesem Gebäude sollen Lesesäle, in denen Tageszeitungen ausliegen, Clubräume, Räume für den Filmkreis und Schauspielstudio (Theatersaal, Vorführraum) und andere studentische Organisationen eingerichtet werden. Ferner erhalten der ISK, der AStA mit seinen Referaten und Fachschaften, die darmstädter blätter — wir lesen für Sie — und die dds Räume. Das bisher erstellte Raumprogramm sieht eine Nutzfläche von 2.800 m² bei einem zweistöckigen Bau vor. Das Studentenhaus soll an der Alexanderstraße gegenüber dem Institut für Flugzeugbau errichtet werden. Hoffen wir, daß der Bau dieses Studentenzentrums genehmigt wird. Damit hätte die qualvolle Enge, die in den jetzigen Räumen des AStA und der Zeitung herrscht, endlich ein Ende.

Der AStA-Vorstand arbeitet ferner an einer Reform der Krankenversicherung. Der jetzige Zustand, bei dem alle Studenten zahlen müssen, und nur wenige überhaupt Leistungen aus dieser Versicherung beanspruchen können, sieht — vorsichtig gesagt — reichlich merkwürdig aus. Bis jetzt sind diejenigen Kommilitonen, die privat versichert sind, oder über einen Monatswechsel von mehr als

DM 300,00 — bei Ausländern mehr als DM 350,00 — verfügen von jeder Leistung der SKV ausgeschlossen, obwohl sie verpflichtet sind, ihre Beiträge zu zahlen.

Wie Sie schon aus dem Artikel auf Seite 3 dieser Nummer ersehen können, sind Verhandlungen über eine neue Satzung des Studentenwerks im Gange. Der AStA-Vorstand strebt eine paritätische Stimmenverteilung zwischen den Vertretern des Senats und der Studentenschaft an, damit die Studentenschaft als die primär Betroffenen bei wichtigen Entscheidungen nicht überstimmt werden kann. Wir hoffen, daß sich nach den langen heißen Verhandlungen doch noch ein Kompromiß abzeichnet, der beide Parteien zufriedenstellt.

Schon jetzt beginnen die Vorbereitungen für das neue Hochschulfest. Es ist verständlich, daß dieses Fest bei seiner Größe einen erheblichen organisatorischen Aufwand erfordert und die Vorbereitungen Monate in Anspruch nehmen.

Wie auch an anderen Hochschulen, beabsichtigt der AStA die Herausgabe von Informationsblättern, die in diesem Falle über die Tätigkeit der Studentenschaft und des Studentenwerks berichten. Bei 4 Seiten Umfang und einer Auflage von ca. 3000 Exemplaren soll in jedem Vorlesungsmonat eine Ausgabe erscheinen, die kostenlos verteilt wird.

Um den Studiengang — besonders für die Anfangsemester bis zum Vordiplom — zu erleichtern, steht der AStA-Vorstand in Verhandlungen mit den Ordinarien der Grundlagenfächern, um Skripten erscheinen zu lassen. Es ist einleuchtend, daß dadurch das Anfangsstudium wesentlich intensiver betrieben werden könnte. An anderen Hochschulen z. B. der ETH in Zürich wurden mit solchen Skripten bereits sehr gute Erfahrungen gesammelt. Es entfällt damit die mehr oder minder geistestötende Arbeit des Mitschreibens und man kann sich besser darauf konzentrieren, die Vorlesung überhaupt zu verstehen.

Diese hier erwähnten Aufgaben sind nur ein Teil — wohl aber der wichtigste — aus dem Aufgabenbereich des AStA.

BENÖTIGEN SIE MEHR GELD?

Dann arbeiten Sie in Ihrer Freizeit für uns als Buch-Sammelbesteller bzw. Buchvertreter. Wir bieten hohe Provisionen und erfolgreiche Buchschlager (z.B. Wehr dich, Kraftfahrer, Wehr dich, Mieter usw.) Wenn Sie ernsthaft interessiert sind, schreiben Sie bitte an

BUCHVERTRIEB E. STRAUBINGER
7961 Hüttenreute über Aulendorf

Philosophicum

Seit Jahrzehnten ist der bewährte

EXAMENSHELPER

für die Prüfung: FRIEDLEIN, „Philosophie. Lernbuch und Repetitorium“, 11. Neuauflage, 448 S., kart. DM 14,80, Leinen DM 18,80.

In allen Buchhandlungen.

Bruno Wilkens Verlag,
Hannover-Buchholz

AUSLAND

Tschechoslowakei

Ein nationales Aktiv von Studentenzeitungsredakteuren hat der Tschechoslowakische Jugendverband (CSM) unlängst in Prag zusammenberufen. Dieses Aktiv soll sicherstellen, daß die Studentenzeitungen zu wirksamen Instrumenten der kommunistischen Erziehung im Studentenkollektiv ausgebaut werden. — In der Tschechoslowakei sind in den vergangenen eineinhalb Jahren zahlreiche neue Studentenzeitschriften erschienen. Vorher existierte nur „Universita Karlova“, die zweimal wöchentlich erscheinende Zeitschrift der Stu-

denten und Arbeiter der Karls-Universität in Prag. Die Regierung wirft den Studentenzeitungen vor, sie vernachlässigten ihre wichtigste Aufgabe, nämlich einen Beitrag zur kommunistischen Erziehung zu leisten. In der „Mlada fronta“, dem Organ des CSM, werden die Studentenzeitungen einer kritischen Betrachtung unterzogen; darin wird festgestellt, daß literarische Beiträge wohl einen Platz in der Studentenpresse einnehmen dürften, daß die Studentenredakteure sie aber aus der richtigen Perspektive betrachten müßten.

Studentenspiegel

Israel

Der Bau eines Atomzentrums wird auf dem Gelände des „Technion“ (Israel Institute of Technology) in Angriff genommen. Die Mittel dafür stellte die englische Sherman-Stiftung zur Verfügung. Dieses Zentrum öffnet Israel neue Wege auf dem Gebiet der friedlichen Nutzung atomarer Kräfte. Eine Fakultät für Atomwissenschaft und Atomtechnik ist vor einigen Jahren am Technion gegründet worden; sie ist die einzige Fakultät in Israel, die auf

diesem Gebiet einen umfassenden Lehr- und Forschungsplan für Studenten aller Semester bietet. Dem Lehrkörper der Fakultät, der an verschiedenen ausländischen Universitäten und Atomzentren ausgebildet wurde, fehlten bisher die Möglichkeiten, ihre Aufgabe zu erfüllen, nämlich Atomingenieure heranzuziehen, die ihre Kenntnisse in den Dienst der nationalen Entwicklung stellen können.

Studentenspiegel

Schottland

Ein Delegierter der Universität Warschau war im Rahmen eines Austauschprogramms der Studentenvertretung der Universität von Edinburgh Anfang November 14 Tage lang Gast der Studentenvertretung. Ursprünglich waren zwei polnische Delegierte für den Besuch ausgewählt worden. Infolge von Devisenschwierigkeiten konnte jedoch nur einer der beiden

reisen. Der polnische Student hatte unter anderem Gelegenheit, die Arbeitsräume der bedeutenden schottischen Tageszeitungen „The Scotsman“ zu besichtigen und an einer Sitzung der Studentenvertretung teilzunehmen. Man hofft, diese Austauschbesuche auf die Universitäten von Prag, Padua und Jerusalem ausdehnen zu können.

Studentenspiegel

Philippinen

Vier japanische Studenten des Instituts für Technologie in Tokio besuchten am 10. August das Mapua-Institut für Technologie in Manila. Sie reisten im Auftrag der Asiatischen Studentenkonferenz für Technologie (ASCOT), einer Organisation, deren Ziel die Orientierung und Hilfeleistung für Studenten ist, die zur Industrialisierung ihrer Heimatländer beitragen können. Während ihres Besuchs

sprachen die japanischen Delegierten vor Studenten älterer Semester der Industriechemie und betonten die Rolle der ASCOT in der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung asiatischer Länder. Sie sprachen gleichfalls über das Erziehungssystem in Japan und technische Colleges und Universitäten, die sie besucht hatten.

Studentenspiegel

Südafrikanische Republik

Der südafrikanische Nobel-Friedenspreisträger von 1960, Albert Luthuli, nahm das Amt des Ehrenpräsidenten des Nationalverbandes südafrikanischer Studenten (NUSAS) für 1963 an, für das ihn der 38. NUSAS-Kongreß im Juli einstimmig nominiert hatte. Da Luthulis Worte auf Grund des „Sabotage-Gesetzes“ in der Südafrikanischen Republik nicht gedruckt wer-

den dürfen, gab ein enger Mitarbeiter an seiner Stelle eine Erklärung ab, in der es heißt, daß NUSAS und er (Luthuli) sich derselben Aufgabe widmeten, nämlich der, ein wirklich vereintes, demokratisches Südafrika ohne Rassentrennung oder Herrschaft der einen Rassegruppe über die andere zu schaffen.

Studentenspiegel

Jugoslawien

An der Universität Zagreb werden die Ernährungsbeihilfen nicht mehr in Gutscheinen, sondern in Bargeld ausbezahlt. Der Antragsteller erhält je nach Bedürftigkeit 1.000 bis 3.000 Dinar monatlich. Er verliert das Recht auf Unterstützung, wenn er in grober Weise gegen die Hausordnung des Studentenheims verstößt oder wenn sich sein Einkommen grundlegend ändert. Politisch-ideologische Ar-

beit ist für die Erteilung der Beihilfe nicht mehr ausschlaggebend. Mit der Auszahlung der Beihilfe in Form von Bargeld will man die Verwaltung in ihrer Arbeit entlasten. Um einem Mißbrauch der Ernährungsbeihilfen vorzubeugen, will man jeden einzelnen Bewerber eingehend prüfen und ihm die Beihilfe nur auszahlen, wenn anzunehmen ist, daß er sie nur für Lebensmittel ausgeben wird.

Studentenspiegel

Obwohl sich in allen Universitätsstädten die studentische Wohnungsnot weiterhin ständig vergrößert, soll der Wohnneimbau in den nächsten Jahren erheblich eingeschränkt werden. Im Zuge der Maßnahmen zur Konjunkturdämpfung sollen im Jahre 1963 keine Mittel für Studentenwohnheime aus dem Sonderfonds des Bundesministers für Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung mehr bereitgestellt werden.

Der Delegiertenrat des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS) brachte über diese Tatsache seine große Bestürzung zum Ausdruck. In einem Beschluß bat er die Parlamente in Bund und Ländern sich für die notwendige Verstärkung des Wohnneimbaus einzusetzen. Gleichzeitig beauftragte er den Vorstand des VDS, sich mit dem zuständigen Bundesminister und den Fraktionen des Bundestages in Verbindung zu setzen.

Deutscher Studentepressedienst

Weniger Wohnheime?

Auf einer Pressekonferenz haben die persischen Studenten in München gegen die Verhaftung von zwei Kommilitonen durch die Münchener Kriminalpolizei protestiert. Die beiden Studenten waren wegen des „Verdachts kommunistischer Propaganda unter ihren Mitstudierenden“ verhaftet worden.

Auf der Pressekonferenz wurde jetzt dazu erklärt, keiner der persischen Studenten habe gegen die Gesetze der Bundesrepublik verstoßen. Sie seien lediglich oppositionell gegen die derzeitige Regierung im Iran eingestellt, der sie „Korruption größten Ausmaßes, brutale Unterdrückung jeder freiheitlichen Äußerung und Verfassungsbruch in vielen Fällen“ vorwarfen. das junge Wort

Persische Studenten protestieren

Mehrere Studenten aus Kenia und Tanganjika, die in München studieren, führen in diesem Semester die Kurse in Kiswaheli, der bekanntesten Sprache Ostafrikas, weiter. Der Leiter der Kurse, der 30-jährige Psychologie-Student Ernesti Shivutse, der schon vier Jahre lang in Deutschland ist, meinte dazu, er und seine Freunde hielten die Sprachkurse für einen sehr guten Weg, um in Deutschland Verständnis für Afrika zu wecken. Von den beiden Sprachkursen des letzten Semesters werden 32 Teilnehmer in die Mittel- und Oberkurse überwechseln. Hörer sind bisher nicht in erster Linie Studenten gewesen, sondern Berufstätige verschiedener Sparten.

Sprachkurse afrikanischer Studenten

Bundespräsident Lübke empfing am 11. 12. 62 den Vorstand des Verbandes Deutscher Studentenschaften zu einem ausführlichen Gespräch. Bei dem Gespräch, an dem unter anderen auch Staatssekretär von Herwarth und Ministerialrat Dr. Scheidemann (BMI) beteiligt waren, standen besondere Fragen der Kapazität der deutschen Hochschulen und die Intensivierung des Studiums an wissenschaftlichen Hochschulen zur Debatte. Das Gespräch orientierte sich dabei auch an dem kürzlich von einer Kommission des VDS vorgelegten Gutachten „Studenten und die neue Universität“. Außerdem sprach man über Probleme einer allgemeinen Ausbildungsförderung und Fragen der politischen Bildung der Studenten.

VDS-Vorstand beim Bundespräsidenten

Deutscher Studentepressedienst

Fünfhundert Studenten des ersten Studienjahres der Medizinischen Fakultät der Ost-Berliner Humboldt-Universität unterzeichneten Mitte November eine Resolution, in der sie eine Reduzierung der gesellschaftlichen Pflichtstunden forderten. Fünf Wochenstunden waren bis dahin obligatorisch gewesen. Die Fakultätsleitung versprach, die Wünsche der Studenten zu prüfen. Es sei beabsichtigt, so hieß es, die Zahl der Diamat-Wochenstunden künftig auf drei herabzusetzen.

Ost-Berlin

Studentenspiegel

Sehr erfreut zeigte sich der Vorstand des VDS über die im Laufe der Regierungsumbildung erfolgten Einrichtung eines Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung. Die Studenten hoffen, daß es durch die Einrichtung dieses Ministeriums gelingen wird, die Förderung von Wissenschaft und Forschung in der Bundesrepublik zu verstärken und besser zu koordinieren. Die Verwirklichung des geplanten Verwaltungsabkommens zwischen Bund und Ländern werde hoffentlich zusätzlich eine gute Zusammenarbeit von Bund und Ländern auf einem Gebiet erreichen, das ohne Zweifel in der Bundesrepublik eine sehr viel deutlichere Förderung als bisher erfahren müsse, wenn das Niveau der wissenschaftlichen Arbeit an deutschen Hochschulen erhalten und den internationalen Ansprüchen angepaßt werden soll.

Zum neuen Wissenschaftsministerium

Deutscher Studentepressedienst

Bücher

Günther Stökl:
Russische Geschichte
Alfred Kröner Verlag, Bd. 244,
824 S., 15,— DM

Leonhard Shapiro:
Die Geschichte der KPdSU
S. Fischer Verlag
711 S., 12,80 DM

Gustav A. Wetter:
Sowjetideologie heute 1
Bischer Bucherei, Bd. 460
333 S., 3,60 DM

Wolfgang Leonhard:
Sowjetideologie heute 2
Fischer Bucherei, Bd. 461
328 S., 3,60 DM

Die Kommunisten, die Sowjets, die Gefahr aus dem Osten, u.a.m. gehören zum täglichen Vokabular der meisten Bundesbürger — und auch der Studenten. Nur wenige können oder wollen nicht oberflächlich und leichtfertig von dem flächenmäßig größten Land der Erde — der Sowjetunion —, den Einwohnern dieses Landes und der amtierenden Regierung reden. Bedauerlicherweise werden oft dort Schlagworte benutzt, wo überzeugende Argumente am Platz wären.

Deshalb muß jede Gelegenheit begrüßt und genutzt werden, die beiträgt, zu einem besseren Verständnis der Verhaltensweisen des russischen Volkes und der sowjetischen Regierung. Diese Verhaltensweisen sind aber in der Regel aus der Geschichte und den gegenwärtigen Zuständen (Wirtschaftspotential, Gesellschaftsbewußtsein), also aus den Herrschaftssystemen und den Ideologien der Vergangenheit und Gegenwart, verständlich. Deshalb ist die Unterrichtung über die genannten Tatbestände von großer Wichtigkeit. Die im Kröner-Verlag erschienene „Russische Geschichte“ von Prof. Dr. G. Stökl, die sich — wie der Titel aussagt — mit der vorrevolutionären Phase der russischen Geschichte beschäftigt, verdient es gelobt zu werden: von einem Historiker geschrieben, exakt durch und durch, ist das Buch doch keineswegs ‚trocken‘. Allein der bibliographische Teil ist bemerkenswert: neben Karten und Stammtafeln findet der Leser 34(!) Seiten Literaturhinweise und 16 Registerseiten. Das 824 Seiten-Buch reicht bis zum Jahre 1917 — eine kurze Abhandlung über die Zeit bis zur Gegenwart muß als Ergänzung verstanden werden.

Seit kurzer Zeit ist das 1959 in London erschienene Werke „The Communist Party of the Soviet Union“ von Leonhard Shapiro in deutscher Übersetzung im Buchhandel. Shapiro gibt mit der ‚Untersuchung der Schlüsselemente dieses neuen Herrschaftssystems, seiner Vorzüge oder Nachteile, seiner Schwierigkeiten und Entwicklungen‘ Gelegenheit zum besseren Verständnis der politischen Institutionen, besonders deren Abhängigkeit vom ZK der KPdSU. Persönliche Erinnerungen und polit-wissenschaftliche Analysen ergänzen sich zu

einer Veröffentlichung, die sich zwar als ‚Roman‘ lesen läßt, aber immer wieder als Nachschlagewerk benutzt werden wird. Die umfangreichen Anmerkungen und Aufstellungen über Parteitage und Konferenzen, die Mitglieder des Parteibüros und die Organisation des Parteisekretariats stellen eine wertvolle Bereicherung des Textes dar. Erfreulich ist besonders, daß Stökl und Shapiro auf jegliche polemische oder einseitige Darstellungsweise verzichten, was leider bei den Fischer-Bänden von Wetter und Leonhard nicht immer gesagt werden kann.

Während Wetter den dialektischen und historischen Materialismus, sowie die Politökonomie behandelt, widmet sich Leonhard den politischen Lehren aus ihnen. Die Unterteilung in Darstellung und anschließende Kritik ist interessant und didaktisch; dies aber nur dann, wenn nicht allzu populär-wissenschaftliche Thesen der Gegenseite zitiert und anschließend zerplückt werden. Das macht die Arbeit leichter — für Schreiber und Leser —, aber deshalb nicht unbedingt besser. Dennoch können beide Bände, nicht zuletzt wegen des geringen Preises, empfohlen werden. la.

Roger Peyrefitte:
„Diplomaten“
Stahlberg-Verlag
261 S., kart. 3,95 DM

Die französische Botschaft in Athen ist Schauplatz dieses Romans. Internationale Vorkriegsdiplomatie, schon überschattet von der nahenden Katastrophe, schildert Roger Peyrefitte, der tatsächlich von 1937 bis 1939 Attaché der französischen Botschaft in Athen war. So liegt die Vermutung nahe, daß eigene Erlebnisse und Beobachtungen die Grundlagen dieses Romans sind. — Diplomatische Marionettenexistenz, scheinbar müheloses Leben nach den Gesetzen der Etikette als Reste einer großen Vergangenheit kennzeichnen die Akteure einer Welt, deren Untergang schon vorgezeichnet ist. — Ein Blick hinter die Kulissen? Wohl kaum, denn man kann sich heute im Zeichen der Machtpolitik weltweiter Ausmaßes kaum vorstellen, daß die Hauptaufgaben einer diplomatischen Vertretung Repräsentation ist, wie es dieser Roman vermuten läßt, zumindest haben sich heute die Akzente verschoben. Pe.

HALLOO-WACH **macht munter**

Jens Rehn:
„Nichts in Sicht“
Herrmann Luchterhand Verlag GmbH,
Neuwied 1962, Ln., 141 S., 9,80 DM

Die Szenerie ist ausnehmend trostlos. Auf einem Schlauchboot im Mittelatlantik treffen sich zwei Feinde des Weltkrieges: ein amerikanischer Flieger und ein deutscher U-Boot-Matrose. Gemeinsam durchwachen sie die Stunden bis zum nahen Tode.

Das Hervorragende an dem Band ist nun, daß es dem Autor aber viel mehr um das Verhalten des Einzelnen im Angesichte des Übermächtigen geht. In einer bewußt unterkühlten Atmosphäre, bar jeder Sentimentalität und jedes illusionistischen Beiwerks vermengen sich äußeres und inneres Geschehen: den unabänderlichen Naturgewalten stehen die verworrenen Fieberträume der Verzweifelnden gegenüber. In dieser Stimmung vollzieht sich der Übergang von Hoffnung zum Erkennen der eigenen Vergänglichkeit vom Leben in den Tod.

Zweifellos liegt hier eines der wesentlichsten Bücher um den vergangenen Krieg vor. Ohne jede Polemik und ohne Haß wird die Tragik, der der Einzelne in solchem Geschehen hoffnungslos ausgeliefert ist, offenbar. Es wird deutlich, daß in solchen Momenten Sprache und Nationalität zur Illusion werden, es zählen dann nur noch menschliche Empfindungen. Es ist erfreulich, daß sich der Verlag zu einer Neuauflage dieses hervorragenden Ersilings des Autors entschlossen hat. rr.

H. Bieneke, Hrsg.:
„Werkstattgespräch mit Schriftstellern“
Carl Hanser Verlag, München 1962,
224 S., Paperback, DM 12,80

Bienekes Gespräche mit Schriftstellern waren im vergangenen Jahr ein großer Erfolg für den Initiator und für fast alle deutschen Rundfunkanstalten. Nun liegen diese „Unterhaltungen“ in gedruckter Form vor. Der erste Eindruck ist enttäuschend. Was im Rundfunk fesselte, interessierte, wirkt hier plötzlich langatmig, fast langweilig. Der Grund dieses Phänomens liegt im Verlust der Frische, der Spannung und der Leidenschaft, mit der die Gespräche manchmal geführt wurden. Die Nuancen der Betonung, der Klang, das Zaudern, das oft weit mehr wiegt als viele Worte, das alles geht im Druck verloren. Andererseits gewinnen plötzlich Wendungen, Behauptungen, Aussagen, die in der Schnelligkeit des Gesprächs untergingen, eine Bedeutung, die ihnen ursprünglich nicht zukam. Dazu kommt, daß die Faszination, die durch die Begegnung wenigstens mit der Stimme des Autors entstand, viele Schwächen der Debatten überdeckte. Diese kommen nun plötzlich zum Vorschein. Dennoch kann man das Buch nicht völlig ablehnen, enthält es doch wieder Abschnitte, die sich ein Eigenleben in der Einöde bewahrt haben, die den Leser versöhnen. Höhepunkte sind die Gespräche mit Martin Walser, Friedrich Dürrenmatt und Uwe Johnson. Sie geben dem Buch seinen Wert, vielleicht bedingt durch einen Glücksfall, aber immerhin, sie machen es interessant mindestens so lange, wie es nichts Besseres gibt. rr.

Hans Jochen Gamm:
„Der braune Kult“
Verlag Rütten & Loening,
224 S., 10,80 DM

Man muß es vorausschicken: dieses ausdrücklich zur politischen Bildung gedachte Buch kann nur den politisch interessierten Leser wirklich fesseln. Hans Jochen Gamm untersucht den Nationalsozialismus im Blickwinkel seines Erfolges der Massenbeeinflussung.

Wie ist es zu erklären, daß sich die große Mehrheit unseres Volkes so für das Dritte Reich begeisterte? — Systematische Einwirkung auf die Massen, Ansprechen der Gefühlswelt, damit Ausschaltung und Übertölpelung des Verstandes, Erzeugung bedingungsloser Begeisterung waren die Ziele des „braunen Kultes“, dessen Verständnis vieles gerade für unsere Generation Unerklärliche erklärt, dessen genaues Studium uns warnen und mißtrauisch gegen Entwicklungen machen soll, die heute bereits wieder im Osten unseres Landes mit Eifer vorangetrieben werden. Pe.

Friedrich Torberg:
„Hier bin ich, mein Vater“
Verlag Langen/Müller, München 1962,
Ln., 338 S.

Das Werk des 1938 emigrierten und 1950 nach Deutschland zurückgekehrten Autors hat ein heikles Thema: es geht um das Schicksal eines jüdischen Nazi-Spitzels, der an der ausweglosen Alternative entweder seinen Vater aus der KZ-Haft zu retten, oder seine Glaubensgenossen zu verraten, scheitert. Was ihm schließlich bleibt, ist der verzweifelte Versuch, sich wenigstens über den gegangenen schrecklichen Irrweg Rechenschaft zu geben. Dieses Buch ist bereits 1948 erschienen. Man hielt jedoch damals das Thema für Deutschland noch zu gewagt. Die Verleger zogen es vor, den Band nur in Österreich und der Schweiz anzubieten. Dort erregte er allerdings schon damals berechtigtes Aufsehen. Vermutlich liegt auch heute bei einer solchen Publikation in Deutschland noch ein erhebliches verlegerisches Risiko vor. Es bleibt nur zu hoffen, daß wenigstens genügend Abstand gewonnen ist, um eine sachliche Diskussion auch

hier zu ermöglichen. Es scheint nämlich, als ob es Torberg gelungen wäre, eine überzeitliche menschliche Tragödie in Worte zu fassen. Ein hervorragender Schreibstil, sprachliche Zucht und ein kluger Aufbau schaffen eine spannungsgeladene Atmosphäre. Psychologischer Scharfblick und faszinierende Gestaltungskraft vereinigen sich zu genialer Gesamtheit. Ein wichtiger Beitrag zum Thema des zerstörenden Konfliktes der im Spannungsfeld zwischen kollektiver Macht und persönlicher Verantwortung entsteht, wurde hier mit heißem Herzen geschrieben. Aus der geschichtlichen Ebene erwachsen zeitlose Fragestellungen. Man muß diesem Buch viel Glück wünschen! Daß es zahlreiche Käufer finden wird, ist wahrscheinlich, auf ebensoviele Leser aber kann man nur hoffen. rr.

Matthew Gregory Lewis:
„Der Mönch“
Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 1962,
280 S., Ln., 14,80 DM

Schauerromane sind die große Mode, die alte „novel of terror“ feiert Wiederauferstehung. Jedoch, Geisterspuk, unterirdische Gewölbe, das reicht nicht mehr aus, um Gruseln zu erregen. Was der Leser heute von einer „Geschichte des Schreckens“ erwartet, das ist die Hinterhältigkeit, die aus ganz trivialen Ereignissen tödlichen Schrecken erwachsen läßt. Nicht Mord und das persönliche Erscheinen Satans reichen dazu aus, wenn nicht eine in die Tiefen der Seele dringende Atmosphäre unaussprechlichen, nicht bannbaren Grauens erzeugt wird. Nun, Anlässe, die zur Erregung in diesem Sinne ausreichen müßten, enthält der „Mönch“ überreichlich. Ein ganzes Arsenal — vom Teufel bis zur Vergewaltung — wird aufgeboten. Dennoch entsteht nicht einmal Spannung. Der „Mönch“ ist ganz einfach überholt. Er erfüllt die vorhin genannten Bedingungen eben nicht. Der Pakt mit dem Teufel beispielsweise — eine Prunk- und Prachtszene fürwahr — wirkt in seiner Schilderung höchstens lächerlich. Beschriebener Schwefelgestank und geschilderte Blutstropfen fallen höchstens durch die Schwerfälligkeit der langatmigen Umschreibung unangenehm auf, desgleichen der ständig drohende „moralische

Zeigefinger“. Wenn der „Fürst der Fliegen“ — um eben dieser Moral genüge zu tun — schließlich die Titelgestalt in eine Schlucht stürzt, dann hat das höchstens ein Aufatmen des Lesers zur Folge, ab des nahenden Abschlusses des Wälzers nämlich. „Die Schilderung entsetzlicher und phantastisch-wollüstiger Szenen in diesem Buch überstieg das Außerste, was bis dahin die Poesie zu leisten versucht hatte“, meinte ein Literat zu dem Buche! Tanno 1883 allerdings! Der Ahnungslose, was würde er erst zu einer wirklichen guten Schauergeschichte gesagt haben? Der einzige Reiz, der von dem Buche ausgeht ist rein literaturhistorischer Natur: es ist ganz interessant, die verschrobene, altertümelnde Schreibweise des anonymen Übersetzers zu verfolgen. Daß ist aber wirklich auch alles! rr.

H. G. Herzog:
Kilroy war hier (kilroy was here)
Rütten & Loening Verlag
238 S., Ln., 16,80 DM

Der 36-jährige Wahl-Bayer G. H. Herzog hat uns sein erstes Buch gewidmet: kein Roman, wie er es nennt — „gewidmet den zornigen Neurasthenikern“. Der Titel ist uns bereits aus Camino Real (T. Williams, Deutsche Erstausführung am 6. 11. 54 in Darmstadt) bekannt.

Rezept: Man nehme etwas Johnson- und viel Arno Schmidt-Interpunktion, mische Döblin und Sexualbeschreibungen à la Malaparte und Henry Miller und verteile auf 238 Seiten Worte wie: Lucky Strike, body building, Gin, SPIEGEL, Wirtschaftswunder. Außerdem füge man noch einige Lebensweisheiten zu und tummele sich im übrigen zwischen Reklameslogans und Amerikanismen.

Kusenberg sprach: Mal was anderes! Herzog erblickte den Mangel an „zornigen“ Büchern, wurde zornig und schrieb dann zornig. Oder sollten seine Gefühlsaufwallungen echt sein? Dann hätte er der Sache der zornigen jungen Leute schlecht gedient, denn sein Zorn reichte gerade aus, um den Leser zu überzeugen, daß das Buch für eine Parodie auf besagte junge Leute, denn doch zu zornig geschrieben ist. Kurz gesagt: wir wären auch ohne dieses Buch ausgekommen. la.

DEM M I G - B Ü C H E R

Vom Zählen b. z. Gleichg.	DM 7,80	Arithmetik und Algebra	DM 5,—
1. Grades		Differentialrechnung	DM 9,60
Von Proportionen b. z.		Integralrechnung	DM 4,80
Gleichg. 2. Grades	DM 9,60	Differentialgleichungen	DM 3,60
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6,50	Statik starrer Körper	DM 9,60
Von Koordinaten b. z.		Festigkeitslehre	DM 9,60
Funktionsgleichungen	DM 8,50	Dynamik des Massenpunktes	DM 6,—
Gleichungen der Geraden	DM 6,50	Dynamik des Massenkörpers	DM 4,—
Gleichungen von Kreis, Ellipse, Hyperbel und Parabel	DM 8,50	Einf. i.d. Vektorenrechnung	DM 2,50

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart, Prospekt D kostenlos bitte anfordern. — Demmig-Bücher sind zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Demmig-Verlag Kom.-Ges., 61 Darmstadt-Eberstadt

AStA-Reisereferat

Bei Redaktionsschluß noch einige Plätze für Wintersportreisen frei.

Frühling in Paris:

- 5. 4.—11. 4. 63
- 10. 4.—16. 4. 63 (Ostern)
- 25. 4.—1. 5. 63
- 31. 5.—6. 6. 63 (Pfingsten) ab DM 55,—

Pfingsten nach Wien—Budapest:

- 1.—11. 6. 63 DM 234,—
- Leistungen: Fahrt, Hotelunterkunft mit Frühstück, in Ungarn Vollpension, Führungen, Versicherungen.

In den Sommerferien große Erholungsreisen zur Mittelmeerinsel Ponza:

- Reisedaten: 12. 7.—31. 8. 63
23. 7.—11. 8. 63
9. 8.—28. 8. 63
20. 8.—8. 9. 63
6. 9.—25. 9. 63
17. 9.—6. 10. 63
- Leistungen: Fahrt, Hotelübernachtungen (je zwei in Mailand und Rom), Vollpension auf Ponza, Versicherungen. Preis: DM 315,—.

Fordern Sie Sonderprospekte an im Reisereferat, TH-Hauptgebäude, Raum 24.

Sprechstunden: täglich von 12 bis 13 Uhr. Donnerstags auch 13.30 bis 16.15 Uhr.

Die folgende Veröffentlichung des Briefes einer Verbindung erfolgt außerhalb des redaktionellen Teils. Vor mehreren Jahren machte die dds das Angebot, daß sich in jeder Nummer eine der sogenannten lizenzierten Verbindungen vorstellen könne. Da diese Möglichkeit von den Verbindungen so gut wie gar nicht genutzt wurde, schließen wir diese „Serie“ mit der letzten der eingegangenen Zuschriften.

Lieber Kommilitone,

zweifellos sind Sie ein erklärter Gegner studentischer Verbindungen; anderenfalls würden Sie sich wohl kaum die Zeit nehmen, diese Zeilen zu lesen. Allein das Wort „Verbindung“ nimmt vor Ihren Augen die Gestalt eines bunt bebänderten, von Blut und Tradition leicht angerosteten „Schwertes“ an, das nur darauf lauert, in den Individualismus Ihrer mit Fleiß und guten Studiums-Vorsätzen gerahmten Persönlichkeit die Kerbe des „Comment“ und einer leicht vermoderten „Burschenherrlichkeit“ zu schlagen. Seien Sie beruhigt, auch ich habe solche „Visionen“, und wir sind wohl beide der Überzeugung, daß in der modernen Gesellschaft aus dieser Tradition des studentischen Gemeinschaftslebens mit seinen äußeren Formen — wie Farben, Mensurenfechten und Comment — keine wesentlichen Impulse für eine Gemeinschaft junger Menschen erwachsen können. Wir Studenten der Nachkriegsgeneration wollen in erster Linie den Anforderungen unseres Studiums genügen, ohne jedoch die Notwendigkeit auch der Beschäftigung mit politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Problemen unserer Zeit aus den Augen zu verlieren. Wir suchen daher den Rat und die Hilfe der „älteren Semester“ und die kameradschaftliche Diskussion mit an-

Flucht in die Öffentlichkeit

Auf den Artikel . . . „in die Öffentlichkeit“ auf Seite 1 unserer letzten Nummer erhielten wir vom RCDS folgende Zuschrift:

Der ehemalige Referent für Presse und Funk des AStA wirft dem RCDS in einem Artikel in der „dds“ vom Dezember 62 vor, daß der RCDS dem Ansehen der gesamten Studentenschaft dadurch geschadet habe, daß ein RCDS-Arbeitskreis in der Öffentlichkeit (Tageszeitungen in Darmstadt) einige soziale Probleme der Studentenschaft aufgegriffen hatte.

Gewiß konnte der Eindruck entstehen, daß der RCDS u. U. gegen den AStA arbeiten wolle, obwohl der aufmerksame Beobachter dies nicht aus der bisherigen Arbeit des RCDS ableiten kann. In der vorletzten Parlamentssitzung haben sich die Mitglieder des RCDS entschieden gegen die Behauptung gewehrt, daß gegen den AStA gearbeitet werden solle — zumal sich zwei RCDS-Mitglieder im AStA befinden.

Folgende Erklärung wollte der RCDS in der letzten Parlamentssitzung abgeben — dies war nicht möglich, weil die Sitzung vor dem entsprechenden Tagesordnungspunkt abgebrochen werden mußte — „Um alle Mißverständnisse und Verdächtigungen endgültig auszuräumen, erklärt der RCDS, daß er sich in allen hochschulpolitischen Fragen zur konstruktiven Zusammenarbeit mit der Studentenvertretung bekennt. Der RCDS ist der Meinung, daß die studentische Öffentlichkeit von den anstehenden Problemen unterrichtet werden muß. Er hofft, daß sich der Pressereferent des neuen AStA besonders dieser Aufgabe widmet.“

Bernhard Sälzer

deren Kommilitonen, aber auch die freundschaftliche Unterstützung Gleichgesinnter, um unsere Stellung in der heutigen Gesellschaft zu finden. Wir fliehen die Vermassung, die politisch, konfessionell oder meinungsmäßig in engen Grenzen fertig gepreßte Form, die sich uns aufzwingen will, aber wir suchen die Gemeinschaft, mit deren Hilfe wir uns formen können, ohne uns aufgeben zu müssen. Wir sträuben uns weder gegen Geselligkeit und Freundschaft, aber beides kann nicht aufgepfropft werden, sondern muß wachsen können.

Die Studentische Verbindung Wartburg-Tuiskonia glaubt, eine solche Gemeinschaft zu sein, die dem einzelnen Bundesbruder Rahmen sein will und nicht fertiges Bild. Die Darstellung ihres Bildes hängt von denjenigen ab, die daran mitarbeiten, und wir möchten Sie bitten, lieber Kommilitone, an seiner Gestaltung mitzuwirken. Die junge Wartburg des Jahres 1950 hat sich mit der Tuiskonia von 1920 verbunden, nicht, um unbesehen Tradition zu übernehmen, sondern um das Bleibende der Vergangenheit in unsere Zeit hineinwachsen zu lassen. Wir verzichten auf äußere Formen, um allen inneren Bindungen die Möglichkeit einer freien Entfaltung zu geben.

Wenn Sie glauben, lieber Kommilitone, daß Ihre und unsere Ziele die gleichen sind, so werden Sie gewiß die Zeit finden, sich an unserem Brett — im Haupteingang des Hauptgebäudes, 1. Gang links — über unsere laufenden Veranstaltungen dieses Semesters zu informieren. Wir würden uns darüber hinaus freuen, Sie auf einer unserer Zusammenkünfte in unserem Heim, Karlstraße 15, III., als Gast begrüßen zu können.

St. V. Wartburg-Tuiskonia
i. A. gez. Burghard Brock

HOCHSCHUL Sport

Fußball

Freundschaftsspiel THD—Universität Mainz 2:1
In der Vorrunde um die Deutschen Hochschulmeisterschaften belegte unsere Mannschaft den 3. Platz und scheidet aus dem Wettbewerb aus.

THD—Heidelberg	1:1
THD—Saarbrücken	2:2
THD—Mannheim	2:4

Hockey

Vorrunde THD—Heidelberg 2:3
Unsere Mannschaft trat mit fünf Ersatzspielern an. Das Spiel hatte keine große Bedeutung, da beide Mannschaften bereits für die Zwischenrunde um die DHM qualifiziert sind.

Handball

Freundschaftsspiel THD—Staatsbauschule 10:7

Vorrunde um die DHM	
THD—Heidelberg	9:8
THD—Mannheim	8:9

Damit wurde eine Entscheidungsrunde um die weitere Teilnahme notwendig. Ergebnisse der Entscheidungsrunde:

THD—Saarbrücken	8:13
THD—Mannheim	8:10
THD—Heidelberg	10:18

Damit schied unsere Mannschaft aus.

Boxen

An einem Turnier in Karlsruhe nahmen einige unserer Boxer teil.

Schwergewicht: Kelp (THD) siegt über Schreiber (Freiburg) durch Abbruch in der 2. Runde

Mittelgewicht: Baches (THD) verliert gegen Schmidt (Heidelberg) nach Punkten

Weltergewicht: Loem (THD) verliert gegen Winkler durch Abbruch in der 2. Runde.

Volleyball

Unsere Volleyballmannschaft konnte sich in dem Vorturnier ungeschlagen für die Endrunde qualifizieren.

THD—Uni Frankfurt	3:1
THD—Uni Mainz	3:0
THD—Uni Karlsruhe	3:1
THD—Uni Heidelberg	3:0

Tischtennis

Vorrunde	THD—Heidelberg	4:9
	THD—Mannheim	2:9

Damit schied unsere Mannschaft aus dem Wettbewerb aus.

Fechten

Turniersieger in Frankfurt wurde unsere Damen-Florettmannschaft durch zwei Siege gegen die Uni Frankfurt, und die Uni Gießen (je 9:7).

Unsere Herren gewannen gegen Gießen 12:14 und wurden durch eine 7:9 Niederlage gegen Frankfurt Zweite. Mey

Schach

3. Internationales ISK-Turnier begann

Bei der Eröffnung des vom Akademischen Auslandsamt wiederum vorbildlich unterstützen 3. Internationalen ISK-Turniers konnte Dr. Schick diesmal 51 Teilnehmer aus Brasilien, Indien, Irak, Ägypten, Israel, Syrien, Türkei, Griechenland, Ungarn, Polen, Dänemark, England, der Schweiz und Deutschland begrüßen.

Es wird in drei Klassen um den wertvollen ISK-Pokal und um den bisher jedesmal von einem türkischen Studenten gewonnenen Preis für den besten Ausländer gekämpft. Zur Zeit kann noch nichts über den mit Spannung erwarteten Endausgang gesagt werden, doch steht schon jetzt fest, daß auch das 3. ISK-Turnier wiederum sehr wesentlich zum gegenseitigen Kennen- und Verstehenlernen zwischen ausländischen und deutschen Studenten beigetragen hat.

2. TH-Meisterschaft auf vollen Touren

Die unter der umsichtigen Leitung von Obmann W. Pache nahezu planmäßig abrollende Endrunde der 2. TH-Meisterschaft sieht bereits bei „Halbzeit“ das Dreigestirn J. Schulz, K. Lehmann und K. Groß an der Spitze. Außer ihnen warteten auch Nonnenmacher, Stenger, Gerhardt, Patzner und Gilbricht mit ansprechenden Leistungen auf. Da für die 3. TH-Meisterschaft die ersten 7 Plätze vorberechtigen, wird es in den letzten Runden auch am Tabellenende recht harte Kämpfe geben.

Deutsches Mannschaftsturnier in Darmstadt

Dank der Initiative von Sportamtsleiter Studienrat H. Meyer kommt es im Januar zur Austragung eines bundesoffenen Turniers, das zur Ermittlung der besten deutschen Hochschulmannschaft dient. In einer Vorrunde am 16. 1. 63 werden die teilnehmenden Mannschaften auf 8 reduziert, die in Darmstadt vom 7. bis 9. Februar das Finale bestreiten. Titelverteidiger FU Berlin wird mit dem bei der Schachweltmeisterschaft in Warna so sehr erfolgreich gewesenen Nationalspieler Hecht am 1. Brett antreten. Kiebitz

Kästle - Kneissel - Head - Holzner - Hammer - Sohler - Salewa - Rummel - Gfäller - Rieker

**Das Fachgeschäft mit der großen Auswahl
führender Markenartikel
für den Wintersport**

**Sämtliche Ski-Reparaturen und
-Montagen in eigener Spezialwerkstatt**

**Vom Sportlehrer beraten
- vom Fachmann bedient**



**Darmstadt
Ernst-Ludwig-Str 11
Telefon
Nummer 7 0194**

Marker - Silvretta - Eckel - Geze - Deth/effs - Bogner - Lempert - Hermann

Einem „on dit“ zufolge . . .



. . . behauptete ein katholischer Korporations-Student, daß sich der „Wingolf“ zu Unrecht eine christliche Verbindung nenne, da er doch nachweislich auch Protestanten als Mitglieder habe.

. . . verbreitet sich unter den Bauingenieuren das Gerücht, daß ein Student für Übungsarbeiten bei Prof. Basser nur dann mit besseren Noten rechnen kann, wenn er während der Bearbeitungszeit Prof. Kirschmer nachweislich nicht grüßt.

. . . meinte Prof. Jaroschek, als er in einer Vorlesung kurz vor Schluß noch eine Zeichnung an die Tafel malen mußte: „Ich komme mir vor wie ein Schnellmaler im Varieté“.

. . . hat der AStA der TH an den Kultusminister Hessens Herrn Schütte ein Dankschreiben gesandt, daß das PI in Jugenheim doch bestehen bleiben soll.

. . . entschädigt Herr Prof. Huhle seine Seminar-Hörer für sein Zuspätkommen dadurch, daß er die Seminare auch früher schließt.

. . . gibt es für Professor Neufert nur folgende Klassifizierung der Studenten: normale Studenten, Disputierer und Kulturhengste.

. . . sind die Ampelanlagen in Darmstadt nur deshalb aufgestellt worden, um dem Verkehrsbild durch gezielte Stauungen ein großstädtisches Gepräge zu geben.

. . . ist der neue AStA seit Beginn der Amtsperiode 1962/63 durch interne bürokratische Selbstbeschäftigung voll ausgelastet. Eine Aufhebung der Sprechstunden für Studenten der TH Darmstadt wird für das Sommersemester 1963 erwogen.

. . . meinte Herr Lange, Assistent der Fakultät Architektur, daß das Bauen mit der heutigen Statik keinen Spaß mehr mache: früher holte man einfach die Toten aus den Trümmern, heute kommt gleich der Untersuchungsrichter gelaufen.

. . . veranstaltet das Reisereferat seine Reisen nach Schladming nicht zuletzt deswegen, damit die Studenten das Mensaeßsen schätzen lernen.

. . . sollten die hohen Eintrittspreise der „Archiphantur“ die Entweihung der Kunsthalle wieder aufheben.

. . . kommt Brigitte Bardot nur deshalb nicht an die TH Darmstadt, weil zu wenig „Männer“ zur Verfügung stehen.

. . . ging Prof. Bußmann nicht nur wegen der herrschenden Kälte nach München.

Unabhängigkeitsfeiern

Ein Affe namens Sultan diente vor Zeiten dem Psychologieprofessor Köhler als Experimenttier für Intelligenzversuche. Jüngst avancierte er zum Maskottchen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS). Der hatte sich am 4. und Deutschen Studentenbundes (SDS). Der hatte sich im Frankfurter Studentenhaus versammelt um nach einem ersten Jahr völliger Unabhängigkeit Bilanz zu ziehen und den Kurs in die nächste Zukunft festzulegen.

Die 43 Delegierten von 24 Hochschulen, Vertreter der gut 1000 SDS-Studenten in der Bundesrepublik und Westberlin, erkannten die Entwicklung der sozialistischen Theorie und Praxis als „bis auf wenige Ansätze hinter der Entwicklung des Kapitalismus zurückgeblieben“, und mobilisierten den Affen Sultan: „Von ihm wird berichtet, daß er nach vergeblichen Versuchen des Sich-den-Kopf-am-Gitter-Wundstoßens einen Moment innehielt, dann auf eine nicht mehr kopflose, sondern planvolle Weise einen Stock ergriff, um mit ihm sich die begehrte und weitabliegende Banane heranzuscharren.“

Darauffin entsponn sich eine die ganze Delegiertentagung fast füllende Diskussion, was denn eigentlich sozialistische Theorie sei, die man innehaltend formulieren müßte, und wie vor allem ihre Umsetzung in die politische Praxis aussähe. Heraus kamen Resolutionen, die dem SDS eine sinnvolle Verbindung zwischen theoretischer Analyse von Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und speziell Hochschulverhältnissen und praktischer Aktion ermöglichen sollen. In den

Stellungnahmen zur Tagespolitik sollte sich der SDS aber nicht durch „spektakuläre auf den Augenblick abgestellte Aktionen politisch übernehmen“, so der neue SDS-Bundesvorsitzende Diether Sterzel, sondern „über den bloßen Protest, das einfache Dagegen, hinausgehen“.

Das im SDS zweifelsohne vorhandene wissenschaftliche und politische Potential dazu will sich beschlossenermaßen auf neu organisierten Wegen freisetzen. Ein straffes System von Arbeitskreisen, Studiengruppen und Koordinationsstellen soll die sozialistische Dynamik gründlich, rationell und schneller als bisher in der Öffentlichkeit bekanntmachen. Der SDS, vor einem Jahr unfreiwillig, aber seinerseits auch nicht ganz ungerne von der SPD finanziell, personell und organisatorisch ausgesetzt – ein SPD-Beschluß der Unvereinbarkeit gleichzeitiger Mitgliedschaft in SDS und SPD vollzog die endgültige Trennung, nachdem die Partei schon mehr als ein Jahr lang gegen den SDS-Eigenwilligen vorgegangen war –, dokumentierte seine Unabhängigkeit nicht nur mit seiner eigenen Existenz, die durch „zunehmende politische Diffamierung und Schikanen“ offensichtlich nicht liquidiert werden konnte, sondern auch in Vorhaben, die einen von SDS und LSD propagierten, vom VDS nur zögernd beschrittenen Weg konsequent weitergehen sollen: „Um eine sachliche Diskussion mit den Jugend- und Studenten-Organisationen der Länder des Ostblocks zu fördern, bemüht sich der SDS um eine Intensivierung dieser Kontakte.“

Erst recht die schon vorhandenen West-Kontakte sind imponierend; sie drücken die Anerkennung dieses Studentenverbandes und seiner Arbeit aus und bieten ihm die Chance, in einer Zeit der zunehmenden Internationalisierung sich nicht zu isolieren. hc